

RUNDBRIEF

FÜR KIRCHLICHE UND GESELLSCHAFTLICHE NEUGESTALTUNG

Nr.3 /2020

Brunnenthal, August 2020

Der Weg zur Gotteserfahrung sitzt nicht neben oder hinter den regulären menschlichen Erfahrungen, sondern in diesen selbst. (Hubertus Halbfas)

Liebe Schwester, lieber Bruder,



Erfahrung in den verschiedensten Formen wird nicht erst heute großgeschrieben. Wer sich beruflich um eine Stelle bewirbt, findet im Anforderungsprofil selbstverständlich die Frage nach seiner Praxiserfahrung. Da ist es allemal von Vorteil, wenn man bereits auf entsprechende Beschäftigungen verweisen und auf gute Arbeitszeugnisse zurückgreifen kann. Ich war lange Jahre Präses der Kolpingfamilie in Schärding und habe mich natürlich ausführlich mit dem Leben und Wirken von Adolph Kolping, dem Gründer des Gesellenvereins beschäftigt. Mit der zunehmenden Industrialisierung ergaben sich für die Gesellen auf der Walz neben den nicht wenigen bereits bestehenden Problemen viele neue, die sich auch auf ihre Persönlichkeit und ihr religiöses Leben negativ auswirkten. Adolph Kolping gehört zu den bedeutenden sozialen und religiösen Pionieren im 19. Jahrhundert. Er erkannte klar, dass die regulären menschlichen Erfahrungen im Alltag sowohl den Charakter und die mitmenschlichen Beziehungen als auch die Gottesbeziehung maßgeblich beeinflussen und prägen. Es kommt daher sehr darauf an, welche Erfahrungen Menschen im Alltag machen.

Die Walz in der ursprünglichen Art und Weise ist inzwischen längst abgekommen. Doch was in früheren Zeiten auf der Walz an Erfahrungen zu erlangen versucht wurde, gibt es in unserer modernen Welt in vielfältiger anderer Weise – angefangen vom Ferialjob in einer Firma über das Erasmusprogramm der EU bis zu vielen weiteren Möglichkeiten. Es geht stets darum, mehr Einblick, Durchblick und Weitblick zu bekommen und nicht nur im engen Bereich eines bestimmten Faches, sondern darüber hinaus ganzheitlich Erfahrungen zu sammeln. Im religiösen und spirituellen Bereich gibt es ebenfalls viele Möglichkeiten, von früher Kindheit an Erfahrungen zu gewinnen und dabei Beziehungen aufzubauen – ebenfalls ganzheitlich und das Leben als Ganzes prägende. Sowohl im Allgemeinen als auch im religiösen Bereich gelten dafür selbstverständlich etliche Voraussetzungen – z.B. Offenheit, Interesse, Beweglichkeit u.a. Dabei spielt das Umfeld eine nicht zu vernachlässigende Rolle, denn der Mensch ist nun einmal ein soziales Wesen, das von seinem Umfeld stark beeinflusst wird und umgekehrt dieses beeinflusst. Der Einfluss des Umfeldes erstreckt sich auf mehreren Ebenen von erstklassiger Förderung bis zu lähmender Verhinderung.

Beim Rückblick auf das Leben meiner Eltern und auf mein eigenes Leben zeigt sich vieles in Bezug auf das Thema.

Dabei sind sehr deutlich das Ineinander und Miteinander der Gotteserfahrung, der Kirchen- erfahrung und der regulären menschlichen Erfahrungen auszumachen.

In einem anderen sozialen Milieu, einem anderen Umfeld, einer anderen beruflichen Beschäftigung, anderen politischen und wirtschaftlichen Zeitverhältnissen, anderen kirchlichen Strukturen, mit einem anderen Religionsunterricht, einem anderen kirchlichen Brauchtum und mit anderen religiös bzw. kirchlich geprägten oder nicht geprägten Personen hätten sich jeweils weitgehend verschiedene Erfahrungen und durch diese in Folge andere Sichtweisen, Einstellungen und Verhaltensweisen ergeben. Diese Unterschiede hätten ebenso andere Gotteserfahrungen bewirkt und diese anderen Gotteserfahrungen hätten umgekehrt die anderen Lebensebenen beeinflusst.

Dabei kam und kommt eine entscheidende Rolle dem jeweils gebräuchlichen Verständnis von glauben und Glaube zu. Was heißt glauben, was ist Glaube? Da lernte die frühere und auch noch meine Generation bis herauf an die Konzilszeit das Frage- und Antwortschema im Katechismus auswendig: Glauben heißt, alles für wahr halten, was Gott geoffenbart hat und die Kirche zum Glauben vorlegt.

Dabei handelte es sich sprachlich um Sachen (alles, was), um eine Tätigkeit des Verstandes und um den Gehorsam dem kirchlichen Lehramt gegenüber. Der sprachliche Ausdruck und dessen Verständnis weckten kaum Emotionen, Kreativität, Bemühen um eine erlebbare persönliche Beziehung oder Sehnsucht nach einer persönlichen Erfahrung mit diesem sich offenbarenden Gott. Das wurde noch dadurch verstärkt, dass sprachlich das kirchliche Lehramt zwischen Gott und dem Glaubenden stand. Von einer direkten Verbindung des sich offenbarenden Gottes zum Glaubenden und von einer dadurch wachsenden persönlichen Beziehung zu einander, in der es dann zu entsprechenden Erfahrungen kommen konnte, war sprachlich in dieser Formulierung nicht die Rede. Ich betone ausdrücklich

sprachlich in dieser Formulierung im Katechismus. Anderweitig wurde sehr wohl davon gesprochen, doch wirken nun einmal auswendig gelernte Lehrsätze in besonderer Weise prägend. So wurden dann eben Glaube und glauben über lange Zeit in erster Linie so gesehen und das zeitigte entsprechende Wirkungen.

Wie viele Getaufte glaubten und glauben leider immer noch in dieser Weise zwar an ein höheres Wesen, hatten und haben aber nie auch nur die geringste Erfahrung mit diesem höheren Wesen gemacht und daher auch keine emotionale Beziehung zu ihm. Dieser Glaube entwickelt keinerlei Kreativität und beeinflusst den Lebensalltag – wenn überhaupt – nur am Rand. Denn dass die gewöhnlichen regulären menschlichen Erfahrungen einen Weg zu Gotteserfahrungen in sich einschließen und eröffnen, kommt auf diese Weise nicht in den Blick.

Ich denke, dass ich keiner Einbildung unterliege, wenn ich diesen Iststand bei sehr vielen Getauften als ein Hauptproblem für einen Teil des Christentums heute ansehe, das allerdings bereits seit langem besteht. Ausdrücklich betone ich, dass dies für einen großen Teil zutrifft und nicht generell.

Weil ich selbst das Glück hatte, dass uns im Religionsunterricht in der Hauptschule unser Katechet über das Für-wahr-halten hinaus zu einer persönlichen Beziehung zu Jesus anleitete und dies wesentlich auch meine Berufung grundlegte, versuchte ich dasselbe dann als Seelsorger. Meine im Alltag gemachten Glaubens- und Gotteserfahrungen hatten mir bereits gezeigt, dass es für ein Leben aus dem Glauben und in einer lebendigen Gottesbeziehung maßgeblich auf solche Erfahrungen ankommt. Dies war ein Hintergrund dafür, dass ich mich immer wieder auf die Suche machte, um Möglichkeiten und Gemeinschaften zu entdecken, in denen dies praktiziert und für den Dienst in der Seelsorge erreichbar gemacht wurde.

Dabei wurde ich auf so manche Weise fündig. Viele Wege führen zu Gott, heißt es, und umgekehrt kann man ebenso sagen, viele Wege führen von Gott zu uns.

Ein kleines Wort, welches man in beide Richtungen mit Vorsicht betrachten sollte, ist

das Wort „nur“. Der Gott, der sich Israel geoffenbart und den Jesus und gezeigt hat, ist ein Gott der unendlichen Weite und Vielfalt, der für jeden Menschen einen originellen und einmaligen persönlichen Weg bereit hält.

So ermutige ich Dich, Dich auf die Suche zu machen, den Heiligen Geist einzuladen, Dein Herz mit Sehnsucht zu erfüllen und Dir alle Sinne zu öffnen, Gott im Alltag wahrzunehmen, ihm zu begegnen, seine Gegenwart zu erleben und Erfahrungen mit ihm zu machen.

Die Erfahrungen werden wohl in zwei Richtungen gehen – in die ganz persönliche und in die zeugnishaft. In einer tiefen persönlichen Beziehung finden sich gewöhnlich beide – die ganz persönliche, welche man als kostbaren Schatz für sich behält und hütet, und die zeugnishaft, durch die man zu den Mitmenschen gesendet wird, um Zeugnis für das Tun Gottes abzulegen und sie dazu zu motivieren, sich ebenso auf den Weg zu und mit Gott zu machen.

Zurück in die Normalität!?

Dieser Ruf ist uns wohl bekannt, denn er ertönte mit zunehmender Dauer des Ausnahmezustandes wegen der Coronavirus-Pandemie immer lauter von allen Seiten. Damals fast durchwegs mit einem Rufzeichen und nur selten mit einem Fragezeichen. Doch dort und da und dann und wann waren schon auch fragende Worte zu hören und zu lesen, ob denn das Zuvor so normal gewesen wäre, ob wir wirklich wieder ohne Infragestellungen in diese Normalität zurückkehren wollten oder ob es nicht vernünftiger wäre, in so mancher Beziehung eine neue Normalität zu schaffen.

Normalität?

Ist das nicht etwas, worüber man einfach selbstverständlich geseit redet, ohne jemals zu hinterfragen, was damit gemeint ist und mit welcher Begründung und Berechtigung man überhaupt dazu kommt, etwas als Normalität oder Nichtnormalität zu bezeichnen? Im Gefolge der Auswirkungen der Coronavirus-Pandemie erleben wir gerade, dass sich gar nicht so wenige im Recht sehen, so manches, was ihnen von der gewohnten Normalität während der Krise genommen wurde, einfach einzuklagen oder auf sonstige Weise eine Rückkehr in die gewohnte Normalität zu erzwingen.

Ich habe mich schon oft gefragt, warum auf sehr vielen Gebieten mit dem Stempel normal und nicht normal, Normalität und Nichtnormalität ohne vorheriges Bedenken so selbstsicher umgegangen wird, als ob das ohnehin klar oder selbstverständlich wäre.

Fr. Santhosh kam am 5.3. zu seinem bereits gewohnten Besuch zu uns, gerade als es mit der Coronavirus-Pandemie losging. Die Versuche, schnell wieder nach Indien zurückfliegen zu können, scheiterten, ebenso ein Rückflug zum Ende seines beabsichtigten Aufenthaltes am 23.4. Daher befand er sich zur Zeit der Drucklegung dieses Rundbriefes immer noch bei mir im „Exil“, in dem es ihm durch die Fürsorge so mancher um uns im Pfarrhof sicher nicht schlecht ging. Natürlich haben wir viel miteinander diskutiert – u.a. auch zum Thema Normalität. Ich denke, Du kannst Dir von Vornherein vorstellen, wie unterschiedlich die Normalität in Indien im Vergleich zur Normalität bei uns ausschaut und wie gravierend schlimmer sich die durch die Krise erzwungene Nichtnormalität dort auswirkt als bei uns. Um ihm zu zeigen, dass auch bei uns früher beileibe nicht dasselbe als Normalität gegolten hat wie heute, haben wir Fotos aus meiner Familiengeschichte angesehen und er hat dabei staunend festgestellt, wie sich auch bei uns die jeweilige Normalität nicht nur ein bisschen, sondern gewaltig verändert hat.

Wenn wir von Normalität sprechen, wäre zuerst einmal darauf zu achten, um welches Gebiet es sich handelt. Eine biologische Normalität im Hausgarten hinsichtlich der dort wachsenden Pflanzen besagt z.B. nicht dasselbe wie eine soziologische, kulturelle oder religiöse unter Menschen.

Aus soziologischer Sicht gilt als normal, was in einer menschlichen Gesellschaft so selbstverständlich ist, dass es nicht mehr eigens

erklärt werden muss. Man braucht auch nicht mehr eigens darüber zu entscheiden, weil es ohnehin ziemlich allgemein anerkannt wird. Im kulturellen und religiösen Bereich gilt in etwa dasselbe. Davon Abweichendes wird als nicht normal angesehen und damit wird dann auch entsprechend umgegangen – meist negativ z.B. beklagend, abwertend oder ausgrenzend.

Allerdings handelt es sich in diesen Bereichen in vielem nicht um allgemein, immer und überall gültige Normen, sondern um sich laufend in verschiedener Weise verändernde Festlegungen im Sinn von meist nicht hinterfragten Sichtweisen und Deutungsmustern.

Normalität in der biblischen und in der nachbiblischen Zeit

Zum Fest Christi Himmelfahrt habe ich mich in meiner Predigt auch mit der Vorstellung vom Zurück in die Normalität beschäftigt. Schließlich waren alle, die sich Jesus angeschlossen hatten, nicht weniger abrupt und noch um einiges brutaler als wir durch das Coronavirus aus der für sie bereits zur Normalität gewordenen Gegenwart Jesu und den Erfahrungen mit ihm herausgerissen worden.

An ein Zurück zur Normalität dachten sie nach seiner Auferstehung sicher, wenn man sich in der Apostelgeschichte die Frage der Jünger an den auferstandenen Jesus anschaut, die von ihm nach seiner Verheißung, er werde ihnen den Geist senden, wissen wollten: „Stellst du in dieser Zeit für Israel das Reich wieder her?“

Also nochmals viele Schritte zurück in die lang erträumte und nun endlich wieder neu errichtete uralte Normalität, als man sich noch im Aufstieg befand? Sicher, denn der demütigende Zustand unter der römischen Besatzung wurde ebenso wenig als Normalität empfunden wie unser eigener im besetzten Österreich von 1945 bis 1955.

Wenn man in der Gegenwart mit radikalen israelischen Siedlern in der Westbank auf Normalität zu sprechen kommt, dann erlebt man dieselbe Frage wie seitens der Jünger Jesu vor bald 2000 Jahren. Wann stellt Gott endlich die Normalität des Reiches Davids wieder her? Es ist doch nicht normal, wenn das ureigenste Gebiet, auf das man sogar göttlich

zugesprochenes Recht besitzt, immer noch mit anderen zu teilen ist. Daher ist man überzeugt, dass man zu Recht ohne Weiteres auf palästinensischen Gebieten Siedlungen bauen und sie danach einfach annektieren und dem Staat Israel einverleiben kann, um die Israel zustehende Normalität herzustellen – nach und nach wenigstens, wenn es schon auf einmal nicht geht.

Und wenn man die unter der israelischen Besatzung leidenden Palästinenser fragt? Dann bekommt man seitenverkehrt ebenso die Frage zu hören, wann denn endlich wieder Normalität herrsche, wann man nicht ständig in Angst leben müsse, den seit vielen Jahrhunderten eigenen Grund und Boden wegen es nächsten israelischen Siedlungsbaues zu verlieren und wann man sich endlich wieder frei bewegen könne.

Fragt man auch auf dieser Seite die Radikalen, dann wird Normalität erst dann wieder vorhanden sein, wenn die Juden ins Meer geworfen sind.

Im Mai gibt es anlässlich der Eroberung der Altstadt von Jerusalem im Sechstagekrieg 1967 einen besonderen Gedenktag – auf israelischer Seite ist es ein Festtag wegen der damit ermöglichten Wiederherstellung der Normalität von Jerusalem als Hauptstadt Israels. Auf arabischer Seite ist der Al Quds-Tag (Al Qud = Jerusalem) ein Tag der Trauer und der Kampfansage gegen Israel. So sprach heuer Irans geistliches Oberhaupt Ali Khamenei von einer zu erkämpfenden „Endlösung“, also von einer Vernichtung Israels, um die alte Normalität Palästinas wiederherzustellen. In Israel weckten solche Vorstellungen nicht verwunderlich die Erinnerung an die Normalität für Juden während der Nazizeit und an den Holocaust.

Die verschiedensten gegenläufigen Sehnsüchte, Vorstellungen, Träume und Illusionen zum Reich Davids als Normalität haben nicht erst bei den Jüngern Jesu angefangen und hören dort, wo er unterwegs war, sicher nicht auf.

Dabei wissen nicht nur dort ohnehin alle oder könnten und müssten es doch wissen, dass im Vorderen Orient eine Rückkehr weder zum

Reich Davids noch zum Zustand vor 1948 jemals erreichbar sein wird. Das ist alles Geschichte. Die Lösung liegt im gemeinsamen Schaffen einer neuen Normalität. Doch ist diese

nur möglich, wenn man sich von vielem verabschiedet, was in der Vergangenheit einmal Normalität war oder in der Gegenwart als Normalität besteht oder dafür angesehen wird.

Was bei uns einmal die Normalität war



Bevor ich Dir zum „Zurück zur Normalität“ noch ein paar Gedanken vorlege, mache ich nochmals einen Sprung auf einer anderen Ebene in die Normalität meiner Kinder- und Jugendjahre.

Ich verwende dazu zwei alte Fotos, beide aus der Mitte der Vierzigerjahre des vorigen Jahrhunderts. Vielleicht erhebt sich deshalb gleich der Einwand, dass damals während des Krieges sicher keine Normalität geherrscht hat. Nicht?

Doch, es war eben die Normalität von Kriegsjahren, allerdings nicht nur von diesen. Denn die „Waschküche“ für die Bewohner des Miethauses daneben in Gmunden bestand als Normalität lange vor dem Zweiten Weltkrieg bereits vor dem Ersten Weltkrieg und als meine Großmutter als Kriegswitwe 1915 mit sieben Kindern dort einzog. Diese Normalität setzte sich fort in der Zwischen-kriegszeit und schließlich unverändert noch weiter bis lange nach dem Zweiten Weltkrieg. Auch im Winter wurde dort gewaschen

und erinnere mich an ihren Zustand in den damals noch langen und strengen Wintern, in denen der Traunsee zufror. Da begleitete ich meine Mutter manchmal zum Wäscheschwemmen am eisverkrusteten Steg an der Traun – alles einmal Normalität...



Ebenso gab es den Waschtrog zum Badespaß für die Kinder schon lange bevor wir drei Buben auf die Welt kamen, und es gab ihn auch noch, als der alte Bauernhof verkauft wurde und wir ausziehen mussten – da war ich bereits im Priesterseminar. Übrigens gab es für die drei Familien in dem alten aufgelassenen und zum Schloss Cumberland gehörenden Bauernhof selbst-verständlich auch kein Bad, weder in den Wohnungen noch als Gemeinschaftsanlage. Das Badewasser wurde am Küchenofen erhitzt und „gebadet“ wurde im vielseitig verwendeten Holzschaff in der Küche. Aus dem Ziehbrunnen im Hof, der auf dem Foto

sichtbar ist, gab es lediglich Regenwasser von den Dächern. Das Trinkwasser mussten wir – selbstverständlich auch im damals noch schneereichen Winter – beim Nachbarn vom etwa 200 m entfernten Brunnen in Kübeln holen. In all diesen vielen Jahren war das die Normalität. Ich kann mich nicht erinnern, dass da jemand diesen Zustand nicht als Normalität angesehen hätte.

Zurück zur Normalität?? Ich denke, dies wünschen sich in dieser Form nicht einmal überzeugte Nostalgiker. Realistisch nüchtern und nicht nostalgisch verklärt betrachtet bleiben es für mich trotz aller Einschränkungen kostbare Kindheitsjahre und ich möchte in vielem die wesentlich bescheidenere damalige Normalität mit der Normalität der Kinder in unseren Tagen mit ihrer Überfülle nicht tauschen.

Wollen/sollen wir wirklich zurück in die Normalität?

In den O.Ö. Nachrichten vom 16.5. war ein Leserbrief von Hermann Steinhauser zur Normalität abgedruckt, den wir uns auch noch anschauen.

Die Medien versuchen zu trösten: „Es kehrt schön langsam Normalität ein.“ Doch was ist das? Wieder Unfälle, Tote und Raserei auf unseren Straßen? Unnötige Autofahrten statt Öffi-Benutzung, mit Stau als Folge? Preis-dumping gegen unsere Landwirtschaft? Einkäufe von Billigware aus Fernost? Weiterer Bodenraub? Bei jedem Event dabei sein wollen, zum Schaden unseres Klimas? Das ist jedoch nicht nur meine Besserwisserei, sondern die Meinung kompetenter Persönlichkeiten wie z.B. des Herrn Bruno Buchberger, Mathematiker aus Hagenberg, der in den O.Ö. Nachrichten vor dieser „Normalität“ warnt. Sollten nicht auch Vernunft und Hausverstand immer dabei sein?

Ich denke, die vorausgehenden Beispiele genügen, um Dein Interesse zu wecken für etwas, was Dir ohnehin bekannt ist – oder auch nicht bzw. kaum bewusst in seinen vieles maßgeblich beeinflussenden Zusammenhängen überlegt wird. Auf Stammtischniveau oder vielfach in den so genannten sozialen Medien wird zu oft weder unterschieden noch zutreffend entschieden. Gerade auch im Zusammenhang mit einer vollständigen oder nur bedingten oder nicht erwünschten Rückkehr in die Normalität läuft dies so.

Dies hat aber nicht nur in diesem Bezug, sondern in vielen anderen fatale Folgen, denn es hängt sehr viel davon ab. Daher sollten wir uns unbedingt damit auseinandersetzen und uns entsprechend verhalten.

Nach und nach denke ich mir, dass manche es bereits für einen Tick halten, wenn ich immer wieder auf dasselbe hinweise. Ich tu es jetzt dennoch, weil davon alles Weitere abhängt und wir es daher unbedingt beachten müssen.

Bei allem, an das wir herangehen, geht es um etwas, eine Sache, ein Geschehen, eine Idee etc. oder um eine Person, eine Gemeinschaft etc.

Dieses Etwas oder diese Person oder Personen etc. nehmen wir auf verschiedenen Ebenen wahr, allerdings nicht wie ein Fotoapparat nur auf physikalische oder technische Weise, sondern als sinn- und geistbegabte lebendige Wesen mit der Fähigkeit zu beurteilen und zu entscheiden. Unbewusst und / oder bewusst erfolgt mit der Wahrnehmung bereits eine Deutung, je nach Deutung erlangt das Wahrgenommene eine bestimmte Bedeutung und daraus ergibt sich unsere Beurteilung und in Folge unser Verhalten und Handeln.

Dazu müssen wir noch zwei wichtige Fragen anschauen: Was steht dahinter (z.B. an bereits gemachten oder noch nicht gemachten Erfahrungen, an Interessen etc.) und wie steht es um das Dazwischen, also um all das, was sich auf der Beziehungsebene abspielt?

Bereits bei höher entwickelten Tieren gibt es viele Möglichkeiten, wie von ihnen etwas wahrgenommen, wie es gedeutet und wie dann agiert oder reagiert wird.

Erst recht gibt es unzählbar viele Möglichkeiten, wie Menschen ein und dasselbe Etwas oder eine Person etc. wahrnehmen können und auch tatsächlich wahrnehmen. Dies war übrigens gleich das Hauptproblem beim Ausbruch der Coronavirus-Pandemie: Erst einmal beim Virus, dessen Entwicklung nicht wie die ballistische Kurve einer Rakete von vornherein berechenbar war.

Dann hinsichtlich der vom Virus befallenen Menschen und dann nochmals auf einer weiteren Ebene bei den zwar nicht befallenen aber von den „Kollateralschäden“ betroffenen Menschen.

Weiters bei jenen, welche sich um das Erkennen der Gefahren, die richtige Beurteilung und das zielführende Begegnen und Handeln zu sorgen hatten.

Und schließlich bei jenen, die sich in ihrer Meinung sicher fühlten, es sei bloß so etwas wie eine „leichte Grippe“.

Bei allen handelte es sich nicht um programmierbare und mehr oder weniger genau arbeitende technische Instrumente, sondern um nicht programmierbare und weitgehend unberechenbare lebende Wesen. Deren Entwicklung, Aktionen und Reaktionen sind nicht

im Gesamten vorhersehbar und lenkbar. Sie können daher nicht nur in umfassend verschiedener Weise wahrgenommen werden, sondern werden auch stets so wahrgenommen. Die menschliche Wahrnehmung erfolgt bei jedem Menschen anders und bleibt dann keinesfalls gesichert stehen, sondern unterliegt wiederum Veränderungen. Damit landet man oft statt bei sicherem Wissen bei mehr oder weniger wahrscheinlichen Annahmen – und muss dennoch immer wieder sogar unter großem Zeitdruck Entscheidungen treffen, die oft nicht mehr rückgängig zu machen sind.

Es sollte stets das Gesamte wahrgenommen und berücksichtigt werden und da kommt man nicht darum herum, das je Einzelne und die Zusammenhänge zu gewichten und zu bewerten. Das ist z.B. im sozialen Bereich selbst bei bestem Bemühen kaum bzw. sicher nicht auf völlig gerechter Basis möglich, womit man unweigerlich in Konflikten landet.

Wenn dann auch noch damit begonnen wird, den einen Wert gegen einen anderen aufzurechnen, wird es noch schlimmer. Was sich daraus weiter aufbaut, ist uns Genüge bekannt. Nachdem wir das alle erlebt haben, aktuell erleben und immer wieder erleben werden, wäre es eben wichtig, nicht einseitig und kurzschlüssig zu denken und zu urteilen, sondern möglichst unter Beachtung des Gesamten und der Zusammenhänge. Doch wie ist das bei solch nicht mehr überschaubarer Komplexität noch möglich?

Alles in allem kommen wir nicht darum herum, die gesamte Vorgeschichte und das Begleitende im Auge zu behalten: Um was handelt es sich? Wie wird etwas wahrgenommen? Wie wird es gedeutet? Welche Bedeutung erlangt es dadurch? Welche Folgerungen ergeben sich daraus für das Verhalten und Handeln? Was stand und steht hinter und vor allem? Welche Einflüsse hatte und hat das jeweilige Dazwischen in den Beziehungen?

Wenn wir zu guten Lösungen kommen wollen, werden wir uns wohl oder übel den sicher mühsamen Vorüberlegungen widmen müssen. Dafür ersparen wir uns viele nachfolgende Irrtümer und Sackgassen.

Zu Recht sagt man: Eine gute Planung ist die halbe Arbeit.

Wenn ich etwas – so weit als möglich – richtig wahrnehme, die Einflüsse aus dem Dahinter und Dazwischen beachte, es richtig deute, ihm die zustehende Bedeutung gebe und mit dem Blick auf das Ganze die logischen Konsequenzen ziehe, ergibt sich jedenfalls eine gute Ausgangslage für ein zielführendes Verhalten und Handeln, bei dem ich später nicht allzu viel zu bereuen habe.

Wenn wir es so auch beim Wunsch halten, die gewohnte Normalität wiederherzustellen, werden wir sicher besser fahren, als wenn wir das Gewohnte einfach fortsetzen wollen. Tatsächlich ohne Abstriche und Veränderungen fortgesetzt kann vieles ohnehin nicht werden. Legt man es ohne grundlegende Infragestellung auf eine Rückkehr in die vormalige Normalität an, dann wird uns nicht Weniges sicher nicht zum Heil dienen, auch wenn es bisher als Fortschritt angesehen wurde.

Was ist mit der religiösen und kirchlichen Normalität?

Da gilt weitgehend dasselbe.

Ich beschränke mich daher auf die Ermutigung zu einem Rückblick auf die Quelle und einen Vorausblick auf das Ziel.

Erste Frage also für Christen: Was wollte Jesus wirklich – ab dem gesäten Samen über die Entwicklung bis zur reifen Frucht – und wie weit entsprechen die Kirchen und christlichen Gemeinschaften heute dieser Vorgabe? Was wäre daher fortzusetzen, was müsste geändert werden, um eine Normalität im Sinne Jesu wenigstens im Ernst anzustreben? Dass vieles im Sinne Jesu geschah, dürfen wir dankbar anerkennen. Dass sich aber auch vieles sicher nicht im Sinne Jesu entwickelt hat, braucht nicht erst bewiesen zu werden, das liegt ohnehin auf der Hand.

Zweite Frage: Die Zielvorstellung Jesu war eindeutig das Reich Gottes, das Zum-Zugkommen des bedingungslos liebenden Abba in möglichst allem und allen unter der Führung des Heiligen Geistes. Inwieweit geschah dies seither und was müsste heute und im Blick auf die Zukunft geschehen, damit dies so weit wie möglich die Normalität christlichen Lebens

ausmacht? Auch hier ist deutlich sichtbar, dass vieles vom Heiligen Geist Angestoßene verwirklicht wurde, aber ebenso, dass oft nicht der Heilige Geist das als die jeweilige „Normalität“ Angesehene geschaffen hat, sondern andere Geister am Werk waren.

Sind Änderung und Schaffen einer neuen Normalität angesichts des realen Zustands, der Denk-, Sicht- und Handlungsweisen von Welt und Religion aussichtslos?

Es hat bereits Unzählige gegeben, die es nicht für aussichtslos gehalten, sondern es als an Jesus orientierte vom Heiligen Geist geleitete Normalität zu leben versucht haben. Denen könnten wir uns in der jeweils uns persönlich zukommenden Berufung anschließen.

Für eine geistvoll erneuerte Normalität

Den Artikel „Zurück zur Normalität?“ hatte ich gerade geschrieben, als zu Pfingsten das Hirtenwort der österreichischen Bischöfe zum Pfingstfest 2020 „Für eine geistvoll erneuerte Normalität“ erschien.

Es trifft in vielem den Nagel auf den Kopf und es wäre sehr zu wünschen, dass diese richtigen und zukunftsweisenden Wegweisungen nicht bloß Worte auf dem Papier bleiben.

Zur Verwirklichung der Ausführungen ist unser aller Mitdenken und Mittun wichtig und nötig, auch wenn es meist nur kleine Beiträge sein werden.

Ich empfehle Dir ein genaues Lesen des Hirtenwortes und dass Du Dir einiges daraus

notierst, um es gegenwärtig zu behalten und es im Alltag umzusetzen.

Eine Rückkehr in die vergangene Normalität würde bedeuten, dass wir nichts aus dem gelernt haben, was sich in den vergangenen Monaten ereignet hat.

Darum haben die Bischöfe bereits im Titel betont, worum es geht – um das Erarbeiten einer geistvoll erneuerten Normalität, nicht Schritte zurück ins Gewohnte, sondern Schritte voraus in Neues und Besseres.

Ich nenne Dir nur die Titel der einzelnen Kapitel. Der vollständige Text ist Dir im Internet zugänglich.

Bereits die sieben Paare als Titel zeigen uns die Wegmarkierung, auf die wir achten müssen, um eine geistvoll erneuerte Normalität aufzubauen: Geist der Dankbarkeit und Demut

Geist der Versöhnung und Verbundenheit

Geist der Aufmerksamkeit und Solidarität

Geist der Wertschätzung und Lernbereitschaft

Geist der Achtsamkeit und Entschlossenheit

Geist der Lebensfreude und Geduld

Geist des Vertrauens und der Zuversicht.

Das Hirtenschreiben schließt mit einer Versicherung und einer Ermutigung: *„Eine ‚erneuerte Normalität‘ kann entstehen, wenn wir mit dem Vertrauen kraftvoller Zuversicht aufbrechen... Bereiten wir in unserer Gesellschaft und in unserer Kirche viele Lern-, Denk- und auch Gebetsorte vor, wo diese geistvolle Normalität jetzt schon gelebt wird.“*

Krisen legen stets die Schwächen offen

Dies kann man im sachlichen wie im persönlichen Bereich für allgemeingültig ansehen.

Es ist allerdings nur der erste Teil, nach dem man an einer Wegteilung ankommt und sich im zweiten Teil zwischen Weiterwursteln, Aufgeben und Umdenken für einen neuen Weg entscheiden muss.

Das griechische Hauptwort „krisis“ bedeutet Entscheidung, Trennung, das Zeitwort „kri-nein“ also entscheiden, trennen. Die Trennung kann vielfältig aussehen und muss nicht immer

eine Trennung von irgendwie Verkehrtem bedeuten. Es kann auch eine Trennung von etwas anstehen, das für eine bestimmte Zeit richtig und gut war, aber sich nun als Hindernis für weiteres Wachstum erweist. Wir alle haben z.B. mehr oder weniger intensiv die Pubertät durchgemacht. Um erwachsen zu werden, mussten wir uns von der Kindheit trennen. Dabei sollte das Kind in uns weder unterdrückt oder verleugnet werden noch sterben, aber es sollte sich weiterentwickeln. Wir sollten in rechter Weise kindlich bleiben, so wie Jesus es als Tür ins Reich Gottes gesehen hat, aber nicht

im Infantilismus landen und darin stecken bleiben.

Was für den einzelnen Menschen gilt, gilt in ähnlicher Weise auch für alle menschlichen Gemeinschaften, Institutionen usw. Es stehen immer wieder Trennungen an.

Trennungen können sich aus den verschiedensten Ursachen ergeben – vom Zufall bis zur logischen Notwendigkeit, vom frei Gewollten bis zum Aufgezwungenen und unausweichlichen Schicksal, vom Erhofften bis zum Gefürchteten, vom Erlösenden bis zum Vernichtenden usw. Damit zeitigen sie auch die unterschiedlichsten Folgen und erfordern zu deren richtigem Bewältigen ebenso unterschiedliche Vorgangsweisen.

Die Schwächen, die sie offenlegen, bestehen dabei schon vorher, betreffen aber sehr wohl auch Gegenwart und Zukunft etwa hinsichtlich realistischer oder illusionärer Planung oder indem man etwas für einen Rechtsanspruch oder selbstverständlich hält, was in Wirklichkeit ständig neu geschenkt, achtsam behandelt und mit Aufmerksamkeit und Hingabe neu gelebt werden muss – z.B. Liebe.

Eine Krise hat nicht nur mit irgendwelchen Trennungen zwischen angenehm und unangenehm, befreiend und fesselnd, schöpferisch und vernichtend etc. zu tun, sondern mit den verschiedenen Herausforderungen, die unweigerlich mit Entscheidungen verbunden sind.

Dass ein Weiterwursteln im Gewohnten nur den Krankheitszustand verlängert und letztlich meistens beim Begräbnis ohne Auferstehung endet, liegt auf der Hand, wird aber oft nicht geglaubt und nicht ernst genommen. Auch ein Nichtentscheiden oder Aufschieben der Entscheidung ist eine Entscheidung mit Konsequenzen.

Entscheidungen für etwas und gegen etwas anderes bedeuten stets die Möglichkeit bzw. Wahrscheinlichkeit oder Sicherheit nicht nur für einen Gewinn, sondern auch für einen Verlust und sind daher auf dem weiten Feld zwischen sehnsüchtig Erwartetem und mit Schrecken Gefürchtetem angesiedelt.

So ein Prozess findet gewöhnlich nicht nur im Kopf statt, sondern mehr oder weniger intensiv

auf der emotionalen Ebene. Das ist auch gut so, um die in die Krise geratenen Gegebenheiten ganzheitlich zu sehen, denn schließlich ist für gute Lösungen mehr nötig als bloß eiskalte Berechnung. Der Versuch einer ganzheitlichen Bewältigung macht den Prozess aber nicht einfacher und kann auch ein Hindernis oder eine neue Fehlerquelle bedeuten.

Soll etwas nicht bloß irgendwie überleben, sondern sich entfaltend weiterleben, kommt man um eine bisweilen schmerzliche Entscheidung und Trennung nicht herum. Man muss sich dazu entscheiden, sich von dem in der Krise aufgezeigten nicht mehr Lebens- und Entwicklungsfähigen zu trennen, um eine neue Perspektive zu schaffen und so eine Veränderung, einen Neuanfang oder gänzlich Neues zu ermöglichen und einzuleiten.

Der Fortgang der Ereignisse und die damit verbundenen oft nicht beeinflussbaren Herausforderungen nehmen nicht selten keine Rücksicht auf Liebgewordenes und Wertvolles. Dies erzeugt Angst und macht mutige Entscheidungen zusätzlich schwierig, führt zu Verzögerungen und auch zum Verlust von Chancen, die sich nur bei raschem Einsatz oder in einem knappen Zeitrahmen ergeben.

Die Krisengespräche, Krisenbegleitungen und Bemühungen um gute Lösungen, mit denen ich im Laufe meiner Tätigkeit vor allem in der Lebensbegleitung und geistlichen Begleitung zu tun hatte, beanspruchten einen sehr großen Teil meiner Zeit und Kraft. Dabei hat sich vieles zwischen Niederlage, Hin und Her, Auf und Ab und Gewinnen ereignet. Ich bin allen dankbar, die sich mit mir an die Bewältigung der durch eine Krise entstandenen Herausforderungen gemacht haben, und habe selbst sehr viel dabei lernen können. Falls die Bereitschaft zu einer kompletten Neuorientierung und einem Neuanfang bestand, waren Lösungsversuche auch dann nicht umsonst, wenn es zuletzt nicht die ersehnte und erhoffte Lösung gab und eine Krise mit dem Begräbnis des vor ihr Bestehenden oder Erhofften endete.

Da ich Dich angesichts so vieler derzeit bestehender und sich mit Sicherheit noch entwickelnder Krisen auf den verschiedensten

Gebieten und Ebenen nur ermutigen wollte, nicht wegen vermeintlicher oder wirklich bestehender Aussichtslosigkeit von vornherein zu resignieren und aufzugeben, lasse ich es bei diesen kurzen Hinweisen bewenden. Du findest sicher selbst in Deinen eigenen Erlebnissen und Erfahrungen genug Beispiele.

Meine umfangreiche Erfahrung mit Krisen und Krisenbewältigung bestätigt mir jedenfalls, dass bei einer positiven Einstellung, einem entsprechend klugen und engagierten Einsatz, mit Geduld, Durchhaltewillen und mit Vertrauen in den Beistand von Gottes schöpferischen Geist auch dann gar nicht so selten gute Lösungen zustande kamen, wenn es zu Beginn oder im Verlauf ziemlich hoffnungslos ausgesehen hat.

Zum Schluss noch ein Tipp, der für mich selbst und zu Begleitende oft sehr hilfreich war: Spiele bereits zu einer Zeit, in der noch alles gut zu passen scheint, gelegentlich eine angenommene Krise von deren bisweilen harmlos erscheinenden Ursachen, den bestehenden oft nicht beachteten Schwachstellen über die Begleiterscheinungen und Beeinflussungen, Hindernisse und Chancen bis zum Ende durch – also bis zu verschiedenen Lösungen oder zur Unlösbarkeit! Du kannst Zug um Zug vorgehen wie bei einem Schachspiel: was ist, was wird wahrscheinlich sein, wie entscheide ich, wie gehe ich vor, wenn?

Es ist ein spannendes Spiel, denn es gibt so gut wie immer nicht wenige Varianten des Möglichen und fast immer kann man später im Ernstfall das eine und andere bereits Erkannte sehr gut gebrauchen. Oft reichen solche Vorüberlegungen schon, um im Fall des Falles gefasster einem Ereignis zu begegnen, nicht im ersten Schreck zu erstarren und spontane Fehlentscheidungen zu vermeiden oder im ersten Ärger über einen schlechten Ausgang

einer Krise nicht unüberlegt gleich noch weiteres Unheil anzubahnen.

Wie oft macht man andererseits bei einem mit Sehnsucht erwarteten positiven Ausgang einer Krise in der spontanen Euphorie durch unbedachtes Reden und Handeln nur schwer oder nicht mehr gutzumachende Fehler, die unter Umständen alles Erreichte wieder zunichtemachen oder gleich die nächste Krise provozieren.

Es gilt wieder einmal das alte lateinische Sprichwort: „Quidquid agis, prudenter agas et respice finem!“ Frei übersetzt: „Was immer du tust, tu es mit kluger Überlegung und bedenke, was dabei herauskommt!“

Das muss man allerdings bereits rechtzeitig vorher entsprechend eingeübt und im Hinterkopf haben, um sich schließlich im Fall des Falles aus dem Stand richtig entscheiden und handeln zu können.

Dass ich so manche eigene Krise gut lösen oder / und anderen dabei helfen konnte, verdanke ich zu einem nicht geringen Teil diesem Vorstellungsspiel.

Ich erinnere mich an die vielen Bergwander- und Schiwochen und Reisen, die ich organisiert, geleitet oder begleitet habe. Nur wenige sind ganz ohne verschiedene Krisen Einzelner oder der Gemeinschaft verlaufen und oft war eine Trennung von Ersehntem und Erwünschtem nötig. Das vorrausgehende Durchspielen der verschiedenen möglichen oder wahrscheinlichen Krisenmodalitäten und das Planen von Ausweichmöglichkeiten – auch mit Mitverantwortlichen und Teilnehmenden – hat viel dazu beigetragen, dass trotz der auftretenden Krisen und nötigen Trennungen im Großen und Ganzen fast alle Unternehmungen zufriedenstellend verlaufen und oft zu einem unvergesslichen Erlebnis geworden sind.

Lernen ist Rudern gegen den Strom. Hört man damit auf, treibt man zurück.

Um nicht missverstanden zu werden, schicke ich voraus, dass es selbstverständlich in allem der ausgewogenen Balance bedarf. Lernen ist nicht nur Rudern und Ruhen bedeutet nicht nur Rückfall. Zum Lernen braucht man auch die Bestätigung, den Gleichklang mit anderen, den Ausgleich zwischen der Anstrengung und der

Erholung, zwischen dem aktiven Tun und dem empfangenden Sich-beschenken-lassen usw. Aber wenn man das zusätzlich beachtet, verhält es sich so, wie es Laozi beschreibt.

Die Aussage von Laozi deckt sich ohnehin mit unser aller Erfahrung, die wir im Leben immer

wieder machen, nicht nur in der körperlichen Fitness: Ab dem Augenblick, in dem man mit der Anstrengung aufhört, beginnt schon der Abbau. Muskeln aufzubauen geht nur über entsprechend konsequente und konstante Anstrengung. Lässt man damit nach, geht es sofort in Richtung Abbau – und der vollzieht sich wesentlich rascher als der vorherige Aufbau. Pausiert man länger mit den nötigen Herausforderungen, landet man nicht bloß in einem Zustand, der weniger Freude, Erfolg und Genuss ermöglicht, sondern in einem, in dem es bereits gefährlich wird – für einen selbst und unter Umständen auch für andere. Es ist eine Binsenweisheit und jedem reichlich bekannt, der nach monatelanger sportlicher Vakanz eine etwas anspruchsvollere Bergtour unternimmt oder in ähnlicher Weise im Winter zum ersten Mal gleich auf einer schwierigen Piste eine Abfahrt genießen möchte.

Wir wachsen auch in unserem Wissen nicht im bequemen Mitschwimmen mit dem Mainstream und mit dem Nachplappern von uns Vorgekauem, sondern durch oft recht unbequemes Hinterfragen, kritisches Denken und Auseinandersetzung mit gegensätzlichen Meinungen und Erfahrungen.

Wer auf irgendeinem Gebiet lernen und wachsen will, muss sich den Herausforderungen stellen.

Auch auf dem Gebiet der Beziehungen verhält es sich nicht anders.

Wer immer nur auf Harmonie aus ist, Meinungsverschiedenheiten und Konflikten aber ausweicht, kommt nicht weiter, kann nicht einmal den Stand halten, sondern fällt zurück.

In einem Spital las ich einmal auf einem Plakat: „Man tut einem Patienten nichts Gutes, wenn man ihm abnimmt, was er selbst kann.“

Vor Jahren besuchte ich einmal eine Gemeinschaft von geistlichen Schwestern im Rheinland. Sie betrieben in der Stadt neben einem Kinderhort auch ein Krankenhaus und ein Altenheim. Das Altenheim war ähnlich wie in einem Kinderdorf in Wohngemeinschaften strukturiert. Jede dieser Wohngemeinschaften bildete eine weitgehend selbständige Einheit. Die Schwestern achteten darauf, dass es bei Zugängen eine gute gegenseitige Ergänzung

und ein gedeihliches Miteinander gab. Es sollten alle ihre Ideen einbringen und noch die Aufgaben für sich selbst und für andere erledigen können, zu denen sie imstande waren. Dass alle je nach ihren noch gegebenen Möglichkeiten sich einbringen und Aufgaben erfüllen durften, hielt viele länger körperlich und geistig fit und ergab eine staunenswerte Kreativität. Es bedurfte zwar einer kompetenten Leitung, ersparte aber nebenbei Bedienungspersonal.

Ich habe selten in einem Altenheim so aufgeschlossene, interessierte, zufriedene und offensichtlich auch glückliche alte Menschen erlebt. Sie zeigten und erzählten mir mit sichtlichem Stolz, was sie selbst noch alles zu schaffen imstande waren. Sie hatten bis zum Schluss vieles, was sie herausforderte und ihrem Leben Sinn verlieh.

Uns allen ist leider auch bekannt, wie an sich noch geistig rege und körperlich wenigstens im Allgemeinen fitte alte Menschen in kürzester geistig und körperlich abbauen, wenn sie keine eigenen Aufgaben mehr zu erledigen haben und nicht mehr herausgefordert werden.

Wir können auch am Beginn unseres Lebens beobachten, dass Überfürsorge Kindern in ihrer Entwicklung schadet. Der Mensch braucht von Anfang bis zum Ende mit Maß und Ziel Herausforderungen.

Vielleicht kannst Du mir mit dem Folgenden nicht zustimmen oder denkst Dir, dass Du so etwas selbst nicht erleben oder praktizieren möchtest. Mir hat es als junger Mensch auch nicht immer einen Spaß gemacht und gelegentlich hätte ich meinen Vater am liebsten auf den Mond geschossen, weil er so unnachgiebig auf Widerstand und Herausforderung gesetzt hat.

Es ging u.a. um verschiedene Fragen, in denen wir nicht übereinstimmten. Eine davon war für mich besonders wichtig und gerade bei dieser blieb er jahrelang unnachgiebig. Meine Mutter mischte sich nie ein, aber für sie waren unsere Auseinandersetzungen nicht gerade angenehme „Streitgespräche“ und gelegentlich bat sie uns, doch nicht zu streiten. Dazu bemerkte mein Vater trocken: „Wir streiten doch gar nicht, wir diskutieren!“ Eines Tages, als ich zufällig mit

meiner Mutter zu diesen Diskussionen ins Gespräch kam, offenbarte sie mir, dass sie meinen Vater manchmal gebeten habe nachzugeben. Dabei habe er ihr als Begründung für den langen Widerstand gesagt: „Ich weiß eh schon seit langem, dass der Franz Recht hat. Aber wenn ich ihm zu früh Recht gegeben hätte, dann hätte er nicht mehr weiter darüber nachgedacht.“

Ja, so war es – und noch einiges Wichtiges kam dazu.

Hätte er mir gleich Recht gegeben, hätte ich mich zu bald mit einer billigen Lösung zufriedengegeben und nichts weiter gelernt. Auch er hätte nichts weiter gelernt. Wir wären beide auf einem wesentlich tieferen Niveau, mit weniger Verstehen, Wissen und Können stehen geblieben. So aber mussten wir beide alle nur

erdenklichen Für und Wider geistig durcharbeiten, in vielen Diskussionen für den je anderen verständlich machen und begründen, aufeinander hören, um den anderen nicht nur in seinen Argumenten, sondern auch in seinem Wesen zu verstehen usw. Wir waren auch genötigt viel zu lesen, um uns weiterzubilden. Ich bin und bleibe ihm sehr dankbar für seine Herausforderungen und dass er mich so oft und so lang gegen den Strom schwimmen ließ.

Wesentlich für unsere Beziehung und diese Art von „Erziehung“ oder besser Bildung war natürlich mein Wissen und das bis zu seinem Tod ungebrochene Erleben, von ihm ohne Wenn und Aber geachtet, wertgeschätzt und geliebt zu sein.

Wer nichts weiß, muss alles glauben

Diese Aussage von Marie von Ebner-Eschenbach fasst kurz und bündig zusammen, was ich vorhin hinsichtlich der Überzeugung und des Vorgehens meines Vaters geschrieben habe.

Als ich ihm mitteilte, ich wolle Priester werden, hatte er vor allem eine Sorge, nämlich dass ich eine einseitige Ausbildung bekäme und dann in Folge anderweitig alles glauben müsse, weil ich nicht umfassend Bescheid wüsste.

Bei der Erinnerung an die Einstellung meines Vaters fallen mir spontan die Exerzitien ein, an denen ich 1962 mit meinem Freund und Vorgänger als Kaplan in Schärding Dr. Herbert Watschinger im bayrischen Werdenfels teilnahm. Sie wurden von einem französischen Priester gehalten, der perfekt Deutsch sprach. Als er den Saal betrat, fiel uns auf, dass er die Zeitung *Le Monde* unterm Arm trug. Er bemerkte unsere erstaunten Blicke sofort und erklärte uns: „Liebe Mitbrüder, was in der Kirchenzeitung steht, ist mir bekannt, ich will aber auch wissen, was in der Welt vor sich geht!“ Dementsprechend hielt er dann im Sinn der Sendung und des Auftrags Jesu Exerzitien, die zu den weitblickendsten und tiefgreifendsten gehören, die ich im Leben mitgemacht habe. Er verband das Schweigen mit dem theologischen Gespräch, denn er

wollte, dass wir weder unsere Fragen noch das Erkannte und Erlebte für uns behalten, sondern einander mitteilen und so unser Leben teilen und bereichern.

Dr. Herbert Watschinger war ab 1964 in Tanzania in der Diözese Arusha 27 Jahre lang bei den Maasai und deren Nachbarn am Rand der Serengeti als Priester und Arzt tätig und hat dort hervorragend gearbeitet. In seinem Buch „Gib die Hoffnung nicht auf“ hat er seine Erinnerungen und Erfahrungen festgehalten.

Im Vorwort zum Buch schrieb er: *Wenn ein Maasai krank ist, ermuntern ihn seine Verwandten und Freunde mit den Worten: „usi katae tamaa“. Das heißt übersetzt: „Gib die Hoffnung nicht auf!“ Wie oft habe ich dieses Wort gehört, das mir im Lauf meines Lebens immer wichtiger geworden ist. Deshalb habe ich meinem Buch diesen Titel gegeben, der zugleich ein Motto ist: dass wir die Hoffnung nicht aufgeben, den Mut nicht sinken lassen.*

Aus meinen eigenen Erinnerungen und Erfahrungen als Seelsorger und in derselben Überzeugung wird mein nächstes Buch den Titel haben: „Für ein Leben voller Hoffnung“.

Beim religiösen Glauben war vor gar nicht langer Zeit im gläubigen Volk, wenn ich es etwas grob ausdrücke, ein unkritisches und

ergebenes Aus-der-Hand-fressen der kirchlichen Autorität gegenüber selbstverständlich. Das war allerdings kein bloß kirchlicher Zustand, sondern der allgemeine gesellschaftliche den Autoritäten oder den kulturellen Vorgaben gegenüber. Zweifel und Hinterfragen wurden häufig gleich als Ergebnis schlechten gesellschaftlichen Einflusses oder als Gegnerschaft eingestuft. Aufforderungen zum Gehorsam waren allgegenwärtig, Ermutigungen zum Widerstand gab es nur nach außen anderen Einstellungen gegenüber, aber kaum nach innen.

Es galt in der Kirche und in der Gesellschaft und ich hörte es unzählige Male als Kind: Frag net lang, folg!

Oder: Viel wissen macht Kopfweh!

Was der aufnehmende Offizier den jungen Neuankömmlingen beim Einrücken sagte, hat mir Pfarrer August Zauner in Schärding oft erzählt: „Hier wird nicht gedacht, hier wird gehorcht! Das Denken überlassen wir den Pferden, die haben einen größeren Kopf!“

Der Zustand mangelnden Wissens aus mangelnder Möglichkeit Bildung zu erlangen hat u.a. eine lange soziale Geschichte. Man hielt Schichten der Bevölkerung, die man zum Ausnützen brauchte, bewusst ungebildet. Das begann schon in Familien. Viele der älteren Leute z.B. aus Bauernfamilien haben mir erzählt, dass ihnen eine Schulbildung verwehrt wurde, weil man sie als billige Arbeitskräfte daheim brauchte. Mein Vater hat das so erlebt und seine Schwester ebenso, beide wurden einfach aus der Schule genommen, er wurde 1913 mit 11 Jahren Bauernknecht und meine Tante mit 12 Jahren Hausmädchen bei der Herrschaft in Cumberland. Ich denke, es dürfte Dir ohnehin bekannt sein, was da auch bei uns vor gar nicht langer Zeit wie selbstverständlich ablief.

In den Kolonien hat man das Fernhalten von Bildung bewusst gemacht, um die einheimische Bevölkerung leichter beherrschen und ausnützen zu können.

Du hast sicher auch schon davon gelesen, dass in Indien christliche Schulen von Hindunationalisten angegriffen werden. Auf den ersten Blick scheint das ein Religionskonflikt zu sein, doch ist es in

Wirklichkeit ein sozialer. Denn in den christlichen Schulen haben die niederen Kasten, die Kastenlosen und die im sozialen Rang ebenfalls ganz untenstehende Urbevölkerung eine Chance auf Bildung und Ausbildung und dadurch auf sozialen Aufstieg. Die Mittel- und Oberschicht braucht billige Arbeitskräfte, die man leicht ausbeuten kann, weil sie wegen ihres Bildungsmangels auf jede Rupie angewiesen sind und dafür mit jeder Dreckarbeit vorliebnehmen müssen. Daher haben obere Kasten keinerlei Interesse daran, dass die Armen Bildung erlangen und stecken oft hinter den Angriffen auf christliche Schulen.

Fr. Santhosh berichtete mir auch, dass Politiker den Umstand des mangelnden Wissens wegen mangelnder Schulbildung bewusst ausnützen und die Stimmen der Armen billig mit ein paar Rupien kaufen. Nachdem es ihnen an Wissen fehlt, müssen sie ihnen ihren Schmach glauben. Nach der Wahl sind sie für sie wieder Luft.

Aus meinen Kindertagen fallen mir die Frontnachrichten während des Krieges ein. Indem vom totalitären Regime jede andere Information unterbunden wurde und das Hören von Feindsendern lebensgefährlich war, glaubten aus Unwissenheit allzu viele die verlogene Propaganda.

Es war übrigens ziemlich das einzige Mal, dass ich bei meiner Mutter entdeckte, dass sie etwas beleidigt war, als mein Vater uns nach dem Krieg erzählte, dass er heimlich regelmäßig Feindsender gehört habe, um nicht alles glauben zu müssen. Dabei war ihm voll bewusst, dass es der Gegenseite ebenso nicht in erster Linie um die volle Wahrheit ging und man daher auch nicht alles glauben durfte. Meine Mutter empfand das Verschweigen als Vertrauensverweigerung. Mein Vater lächelte und sagte: „O mei, Muata, wann a Vadacht auftaucht war, dann hätten s' dir s'Messer angesetzt, du hättest Angst um mi kriegt und hättest di vaplaudert.“ Damit hatte er zu 100% Recht.

Wer nichts weiß, muss alles glauben – und noch vieles mehr hat das Nichtwissen zur Folge.

Deshalb war und ist es auch für unser Bemühen in MUZU eines der wichtigsten Anliegen, Grundlagen zu schaffen, Bildung zu erlangen. Und in der Korrespondenz mit den Priestern

auch theologische und pastorale Impulse zu einem tieferen Wissen zu vermitteln. Auf diese Weise sind im Laufe der Jahre schon für viele neue Lebensperspektiven eröffnet und ein Dominoeffekt in Gang gesetzt worden. Denn

Gebildete können ihre Bildung in vielfältiger Weise weitergeben und so ändern sich nach und nach auch gesellschaftliche und kirchliche Zustände.

Glücklich sind die, die Träume träumen – und die bereit sind, den Preis dafür zu zahlen, sie auch zu verwirklichen

Wenn ich an den Mann denke, von dem dieser Ausspruch stammt, es ist Kardinal Leon Suenens, denke ich an dessen Traum von einer im Heiligen Geist erneuerten Kirche und an sein maßgebliches Engagement beim II. Vatikanischen Konzil. Dankbar erinnere ich mich auch an die Begegnung mit ihm und Kardinal Franz König beim CE-Österreichtreffen 1980 in Wien-Oberlaa.

Der Satz steht auch auf dem Totenbild des vorhin erwähnten am 30.7.1991 verstorbenen Freundes Dr. Herbert Watschinger. Bei beiden Männern trifft er Wesentliches in ihrem Glauben und in ihrer Lebenshaltung.

Wenn man im Markusevangelium den kurzen Text von nur zwei Versen zum ersten Auftreten Jesu in Galiläa liest, kann man sich gut vorstellen, dass er einen Traum träumte, den Traum vom Reich Gottes, von einer Welt, in welcher der bedingungslos liebende Gott in allem und in allen zu Zug kommt. Den Preis dafür zu zahlen erscheint auf den ersten Blick ganz einfach zu sein, bloß ein neues klareres Denken, das Einschlagen einer neuen und zielführenden Wegrichtung und der offenerherzige vertrauende Glaube an diese wahrhaft beglückende Nachricht über einen Gott, der sich den Menschen gegenüber als Abba erweist.

Doch Jesus selbst hatte zuvor nicht nur die Geisterfüllung und die vertrauenerweckende und Zuversicht stiftende Zusage der Stimme aus dem Himmel erfahren, sondern bei seinem darauffolgenden Aufenthalt in der Wüste bereits etwas vom Preis, der zu bezahlen sein werde, zu spüren bekommen.

Es gibt nun einmal nicht nur das Licht, sondern auch die Finsternis, nicht nur das zum Leben Erweckende und das Leben Erfüllende, sondern auch das Zerstörende, nicht nur den, der sein treues Ja zum Menschen spricht und durchhält

(vgl. 2 Kor 1,19), sondern auch den Geist, der stets verneint, wie ihn Goethe im Faust bezeichnet.

Träume in vielfacher Weise zu träumen, Träume auch von einer neuen besseren Welt, ist unbedingt nötig, wenn sich etwas zum Guten ändern soll. Das beginnt bei den kleinen alltäglichen Träumen, dass sich Hoffnungen erfüllen, etwa dass ein gutes Wort der Ermutigung, des Aufrichtens oder des Vergebens auf einen aufnahmefähigen Boden fällt und Frucht bringt.

Die Träume werden allerdings kaum jemals zum beglückenden Ergebnis führen ohne die Bereitschaft zum Bezahlen eines bisweilen sehr hohen Preises. Wir alle wissen aus unserer eigenen Lebenserfahrung und aus den Berichten anderer, was unter Umständen bereits Kleinigkeiten an Mühe, Zeit, Zuwendung, Verzicht usw. erfordern können. Gar nicht selten gehen wie im Gleichnis vom Sämann Dreiviertel des Saatgutes verloren und nur ein Viertel bringt Frucht (vgl. Mk 4, 1-9).

In den verschiedensten Varianten haben mir nicht gerade wenige Menschen berichtet, dass der Hass eines Mitmenschen über Jahre hinweg immer ärger wurde, je mehr sie diesem mit Liebe begegneten. Es war oft gar nicht so einfach, sie dazu zu ermutigen, den Traum von einer Versöhnung und einem letztlich doch wieder guten Miteinander nicht aufzugeben.

Gute und erfreuliche, doch auch sehr enttäuschende Erfahrungen konnten in den vergangenen Jahren z.B. jene machen, die sich um Asylanten annahmen.

Selbstverständlich kann es in unserer in allem begrenzten Welt keine unbegrenzten Wunsch-erfüllungen geben, auch keine unbegrenzte Solidarität. Jeder einzelne Mensch und jede

menschliche Gemeinschaft stehen meist sehr rasch vor nicht selten auch bei bestem Willen und Bemühen unüberwindlichen Grenzen. Manches aus meiner Familiengeschichte habe ich in Rundbriefen und in meinen Büchern zu dieser Thematik erzählt. Du kennst sicher aus Deinen eigenen Erfahrungen auch genug davon.

Genauer hinsehen müssen wir allerdings darauf, aus welchem Grund sich die jeweiligen Grenzen ergeben und warum sie sich als unüberwindlich erweisen.

Zum Weltflüchtlingstag am 4. Juni habe ich eine Mail zur Unterstützung einer Asylantenfamilie bekommen, in der ein Satz stand, der einen schon nachdenklich macht: „Menschlichkeit können wir uns nicht leisten“ hat da bei einer Behörde ein Beamter eine Ablehnung kundgetan.

Die Ablehnung mag nach dem Paragraphen korrekt gewesen sein, aber die Mitteilung in dieser Form war bereits der Sache nach falsch und dazu noch ohne Mitgefühl, ungerecht, sehr verletzend und lieblos. Sie legte außerdem ein sehr bedenkliches Zeugnis ab für seine eigene Einstellung und offensichtlich auch eines nicht geringen Teils der dahinter stehenden „öffentlichen Meinung“ und des Verhaltens maßgeblicher Teile der Politik, der die Sorge um Wählerstimmen näher liegt als das Bemühen um Mitmenschlichkeit.

Wie oft hört man dazu auch: Wir leben in einem Rechtsstaat und da sind Gesetze eben einzuhalten.

Das stimmt, doch ist ebenso zu beachten, auf welcher Grundlage und mit welchen Zielsetzungen Gesetze beschlossen und erlassen wurden. Es sind damit immer die verschiedensten Interessen verbunden.

Wohin der einzelne Mensch und jede menschliche Gemeinschaft kommt, wenn man meint, sich Menschlichkeit nicht leisten zu können, braucht wohl nicht ausführlich erklärt zu werden, es ist leider reichlich bekannt.

Dass auch in einem Rechtsstaat nicht jedes Gesetz automatisch gerecht ist, ist ebenso hinlänglich bekannt, dazu ebenfalls, dass im konkreten Fall auch die Anwendung eines gerechten Gesetzes Ungerechtigkeit und Unrecht bedeuten kann. Die alten Römer

kannten den Grundsatz: *summum jus, summa injuria* = frei übersetzt: wenn man das Recht auf die Spitze treibt, wird es zum Spitzenunrecht.

Kein Recht steht für sich allein, sondern stets im Bezug zu anderen Rechten. Als Kirche sollten wir gerade bei der Thematik um das Recht nicht mit dem Finger zeigen, denn die Stellung des Kirchenrechtes in Bezug sowohl auf Lehre und Lebensbeispiel Jesu als auch auf die allgemeinen Menschenrechte ist ebenfalls zu hinterfragen. Wenn man sich die Streitgespräche Jesu mit den Pharisäern und Schriftlehrten um damalige Rechtsfragen und seine Wertung des Rechts in Bezug auf das Gesamte des Menschen zu sich selbst, zur Gemeinschaft und zu Gott anschaut und mit dem heutigen kirchlichen Umgang damit vergleicht, kann man wohl nicht so ohne weiteres behaupten, man hätte Jesu Linie konsequent fortgesetzt.

Man braucht gar keine christliche Voraussetzung, sondern lediglich einen nicht von Ideologien und egoistischer Einstellung belasteten allgemein menschlichen Hausverstand und ein Minimum von Mitgefühl, um beurteilen zu können, welche die richtige menschliche Handlungsweise z.B. in Bezug auf die in Ausbildung befindlichen Lehrlinge gewesen wäre.

Darf ich Dir einen Tipp geben? Nimm Dir ein paar Minuten Zeit und versuche am Beispiel der abzuschubenden und teils abgeschobenen Lehrlinge in Ausbildung die jeweiligen Träume nachzuträumen – jene der Lehrlinge, jene der Unternehmer, die sie dringend gebraucht hätten, jene derer, die sich für sie mitmenschlich engagierten, und die Träume von jenen, die auf den Rechtsstaat nach ihrer Vorstellung pochten und sie so rasch wie möglich abschieben wollten. Und dann, welchen Preis die jeweiligen Personen, Gruppen oder Institutionen für die Erfüllung ihres Traumes zu zahlen bereit waren bzw. ihn tatsächlich bezahlt haben oder bezahlen mussten.

Zuletzt nimm zum allgemein menschlichen Hausverstand und Mitgefühl noch den Traum Jesu von einer anderen, einer von Gerechtigkeit, Wahrheit und Liebe geleiteten Welt hinzu und den Preis, den er für dessen Erfüllung gezahlt hat.

Und dann stell Dir vor, wie die Erfüllung seines Traumes von einer anderen Welt hier und jetzt an allen Beteiligten, durch sie und mit ihnen sich ausgewirkt und was sie bewirkt hätte.

Dabei landest Du unweigerlich bei der Frage, inwieweit die christlichen Kirchen als Institutionen und in ihren einzelnen Mitgliedern Jesu Traum weitergeträumt und erfüllt haben oder nicht, und natürlich auch, inwieweit mehrheitlich von Christen gebildete Staaten sich daran orientierten und orientieren oder nicht.

Oder ist Religion Privatsache und hat mit politischem Handeln nichts zu tun?

Der politische Katholizismus in jedweder Form, die Verquickung von Parteipolitik und Religion, die gegenseitige Indienstnahme zur Festigung der eigenen Macht und Herrschaftsausübung bis hin zur Gewaltanwendung und Unterdrückung von Andersgläubigen und Nichtparteilägern hatte und hat mit Jesu Traum sicher nichts zu tun. In diesem Sinn hatte Dolores Bauer völlig Recht, wenn sie betonte, die Kirche müsse endlich Konstantin – als Ursprung und Symbol der Machtverquickung – abschwören.

Wenn man aber Politik als das versteht, was sie im eigentlichen Sinn ist und zu sein hat, nämlich als persönlich interessierte Teilnahme am gesamten gesellschaftlichen Leben und die verantwortungsbewusste, interessierte und engagierte Mitgestaltung all dessen, was die Gesellschaft betrifft, dann hat sich Jesus eindeutig politisch betätigt und dies auch von seiner Bewegung verlangt.

Sein Traum einer neuen Welt ist ohne diese Einstellung und ohne entschiedenes öffentliches Auftreten und Mitarbeiten in allen gesellschaftlichen Belangen nicht erreichbar. Jesu Vorstellung von Gottesbeziehung und Gottesdienst ist untrennbar mit dem sozialen Engagement verbunden, wie er in aller Deutlichkeit vorgelebt, oft gelehrt und in seiner Gerichtsrede betont hat (vgl. Mt 25, 31-46). Spiritualität und Solidarität bilden gemeinsam die beiden Standbeine. Niemand kommt an den Bedürfnissen der Menschen vorbei allein mit Beten und dem Vollzug religiöser Rituale zu Gott.

In der Zeitschrift „Kirche In“ 12/2019 war ein interessanter Artikel des ungarischen Theologen *Andreas Gromon* zum Thema „*Jesus als Gesellschaftspolitiker*“. Darin listet er 77 Stellen aus den vier Evangelien auf, in denen sich Jesu Einstellung zeigt. Zu Recht schließt er mit dem Urteil: „*Nach diesem Gesamtbild kann es wohl keinen Zweifel geben, dass sich Jesus in gesellschaftspolitische Fragen leidenschaftlich einmischte.*“

Diese andere Welt, von der Jesus geträumt und für deren Verwirklichung er sich engagiert und sein Leben hingegeben hat, ist möglich und sie wird auch immer wieder dort und da wirklich, wo Menschen sich nicht davon abbringen lassen, diesen Traum zu träumen und für diesen Traum den nötigen Preis zu bezahlen.

Und was ist mit dem Traum: Zurück in die Normalität?

Der möge in vielem geträumt und dafür möge auch der Preis bezahlt werden, denn vieles war gut und richtig. Aber in vielem wäre es der falsche Traum und der Preis würde nicht bloß für mehr oder weniger Sinnloses bezahlt, sondern in nicht Wenigem für seit jeher bereits Schädliches, das uns bereits viel zu viel nicht wieder gut zu machenden Schaden eingebracht hat.

Es geht vor allem um den Traum voraus für eine geistvoll erneuerte Normalität, wie es die Bischöfe in ihrem Hirtenbrief genannt haben, für die Gesellschaft, Wirtschaft, Politik usw. und auch das Christentum und die anderen Religionen im Gesamten.

Und das wäre letztlich weitgehend identisch mit dem, was Jesus als die Verwirklichung des Reiches Gottes, des Zum-Zug-kommens Gottes in allem und allen geträumt und wofür er mit seiner Lebenshingabe bezahlt hat.

Eine Utopie?

Auf das Gesamte gesehen gilt dies sicher, denn es ist heute so wenig wie zur Zeit Jesu ein umfassendes Umdenken und Umkehren der Menschen zu erwarten, auch nicht im christlichen Teil der Welt. Außerdem sind wie bereits betont auch die Mächte der Finsternis am Werk und von denen ist ein Aufgeben sicher nicht zu erwarten. Doch in so manchem ist es

ebenso wie zur Zeit Jesu durchaus möglich. Oft in der Geschichte haben für positive Veränderungen und das Schaffen einer neuen

Normalität wenige Menschen genügt. In die lange Kette dieser Menschen sollten wir uns einreihen.

Null Toleranz!?

Mit Rufzeichen oder mit Fragezeichen?

Der Ruf nach Null Toleranz ist uns bekannt. Er hat seinen berechtigten Grund, denn seit jeher wird vieles toleriert, was in dieser Weise sicher nicht toleriert werden dürfte. Es ist nicht nötig, dafür Beispiele anzuführen, denn wir erleben es ohnehin rundum und zu jeder Zeit – und beteiligen uns zu oft auch selbst daran. Zum Unheil, das sich daraus im Lauf der Geschichte ergeben hat, kann man eine liegende 8 stellen, das Zeichen für unendlich viel.

Zum gegenteiligen Thema „Toleranz – eine Tugend der Menschlichkeit“ habe ich u. a. des Öfteren Vorträge gehalten und auch einen Artikel im Rundbrief geschrieben.

In beide Richtungen – der Tugend und der Untugend in Bezug auf Toleranz möchte ich mich nun nicht länger ausbreiten, doch Dich dazu ermutigen, Dir selbst immer wieder Gedanken dazu zu machen und entsprechend zu handeln.

Es ist mir hier und jetzt aber ein Anliegen, auf zwei wesentliche Punkte hinzuweisen: Erstens auf die unbedingte Notwendigkeit der Unterscheidung von Tat und Täter und zweitens auf die ebenso unbedingte Notwendigkeit, das Nachtragen zu beenden und zu vergeben.

Zuerst also zum Unterscheiden von Tat und Täter.

Dass dies beileibe nicht selbstverständlich ist oder beachtet wird, zeigen bereits viele Stellen in der Bibel, die von der Vernichtung der Frevler, der Sünder sprechen. Auch Johannes der Täufer stellte sich vor, dass der Messias mit Axt und Wurfschaukel diese Brut der Vernichtung anheimgeben werde.

Man sollte nicht bloß, sondern man muss sich die Bibel auch immer mit dem Blick darauf anschauen, inwieweit in ihr Geschriebenes kaum Offenbarungen Gottes, sondern menschliche Projektionen darstellt.

Jesus sah jedenfalls seine Aufgabe 180° in der Gegenrichtung – die sündigende Person nicht verurteilen und abschreiben oder gar gleich vernichten, sondern in ihr den guten Kern entdecken, ihn erwecken, sie zur Umkehr bewegen und sie retten. Für ihn ging es stets um eine Eröffnung eines positiven Auswegs aus dem Unheil, sowohl für die Opfer als auch für die Täter.

Augustinus hat mit einer kurzen Gegenüberstellung darauf aufmerksam gemacht, was bereits für Jesus in einer Gesellschaft, in der es ebenso wenig selbstverständlich war wie heute, sich richtig zu verhalten, eine grundlegende Bedeutung hatte: Die Sünde hassen, aber den Sünder lieben!

Am Bericht von der Ehebrecherin (Joh 8, 1-11) zeigt sich z.B. deutlich seine Einstellung und sein Vorgehen: „Auch ich verurteile DICH nicht. Geh und sündige von nun an nicht mehr.“ Er verurteilte auch die Ankläger nicht, sondern versuchte gezielt, sie aus ihrer Enge zu befreien und sie ebenfalls für eine neue Sichtweise und ein anderes Handeln zu bewegen, wodurch gute Möglichkeiten nicht vereitelt, sondern wahrgenommen und genützt werden können.

Ich denke dabei an die Niederländerin Corrie ten Boom und ihr ganz auf der Linie Jesu liegendes Bemühen um die Täter, denen sie selbst unsägliches Leid und die Vergasung ihrer Schwester im KZ Ravensbrück zu „verdanken“ hatte. Sie ist nach dem Krieg in der halben Welt zu Vorträgen usw. herumgekommen, um ihre Überzeugung vielen nahezubringen, dass man die Täter nicht niedermachen darf, sondern ihnen aufhelfen muss, wenn man will, dass sich grundlegend für die Täter und für die gesamte Gesellschaft etwas ändert. Ihr Buch „Die Zuflucht“, das auch verfilmt wurde, ist Dir vielleicht bekannt.

Ich denke andererseits ebenso an Simon Wiesenthal, der wie Corrie ten Boom das KZ

überlebt und sich danach bemüht hatte, hinsichtlich des Umgangs mit den Tätern im Blick auf die Würde der Opfer, mit seinem Grundsatz „Recht, nicht Rache“ nicht auf Vergeltung, sehr wohl aber auf deren Recht zu bestehen. Der Umgang mit den Tätern darf nicht dazu führen, dass die Opfer ein weiteres Mal um die Anerkennung ihrer Würde sterben und letztlich weder das verderbliche Handeln der Täter und deren Verantwortung noch die Verletzungen und Leiden der Opfer ernst genommen werden. Dies auch deshalb, weil den Tätern die Schwere ihres Tuns erst dann richtig bewusst werden kann, wenn auf der Gegenseite ihr Unrecht an den Opfern und deren Leiden ebenso ohne jeden Abstrich klargelegt wird. Im Alltag wird laufend ein kapitaler Fehler gemacht, wenn man etwa jemandem, der einen beleidigt hat und sich dafür entschuldigt, beschönigend entgegnet, es sei ja nicht so schlimm gewesen. Denn damit vereitelt man selbst auf Seiten des Täters sowohl das volle Erkennen der Tat und ihrer Folgen als auch dessen tieferes Umdenken und anderes Handeln in der Zukunft.

Das Verhalten und Handeln der Täter dürfen ebenso wenig bagatellisiert werden wie die Verletzungen und das Leiden der Opfer.

War eh nicht schlimm? Na ja, dann braucht es dem Täter auch nicht besonders leid zu tun, er darf es sich gelegentlich wieder leisten und das Opfer wird weiterhin darunter leiden!

Warum lügen wir uns selbst und die Beleidiger dann an, wenn wir damit nichts besser machen, sondern nur das Ungute fortsetzen? Weil wir aus Erfahrung wissen, dass wir dann, wenn wir ehrlich zugeben, wie sehr uns die Beleidigung getroffen und verletzt habe, gleich mit der nächsten Beleidigung rechnen müssen: Ja, weil du so empfindlich bist! Also dann lieber schönreden als erneut verletzt zu werden...

Auf der Täterseite schaut der Vorgang gewöhnlich so aus: Weil jemand, der seine böse Tat ehrlich eingesteht und sich zu seiner Schuld bekennt, von der Familie angefangen meist nur sehr selten darauf hoffen darf, dafür eine Anerkennung und eine neue Chance zu bekommen, aber damit rechnen muss, prompt dafür verurteilt und abgestraft zu werden, wird unentwegt vertuscht, gelogen, abgestritten und

persönliche Schuld auf irgendetwas oder irgendjemanden abgeschoben. Die negative Erfahrung und die daraus sich ergebende Angst, als Person verurteilt und auf den Fehltritt womöglich lebenslang festgenagelt zu werden, verhindert fast immer das ehrliche Zugeben von Verfehlungen und damit in Folge auch deren Bereinigung und ein anderes Verhalten und Handeln.

Wir kennen das ohnehin alle von klein auf – z.B. in dem völlig dummen, ungerechten, lieb- und erbarmungslosen Spruch: Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht und wenn er auch die Wahrheit spricht. Die verpasste Punze Lügner bringt man so nie mehr los. Damit wird die Chance zur Umkehr und zu einem neuen, nicht ständig von der alten Schuld belasteten Leben von vornherein vereitelt. Jene, die das durch ihr falsches verurteilendes und festlegendes Verhalten auslösen, fühlen sich dazu fast immer im Recht und auf keinen Fall für die dadurch entstehenden neuen Probleme schuldig.

Bei den tausenden Aussprachen und Beichtgesprächen, die ich im Lauf meines Lebens mit Betroffenen hatte, war dies fast immer ein Hauptgrund für alle möglichen krankmachenden, lähmenden und einen positiven Neubeginn verhindernden Folgen. Oft hat mich die Wut gepackt darüber, dass Menschen ihr Leben lang mit oft nur einem einzigen Fehltritt identifiziert und auf ihn festgenagelt wurden, weil man nicht zur Unterscheidung von Tat und Täter fähig und / oder willig war.

Die jeweilige Gesellschaft und die Kirche(n) als Institution und in der pastoralen Praxis haben da eine erschreckende Hypothek auf sich geladen. Vor meinen umfassenden Erfahrungen durch die Leben-im-Geist-Seminare hatte ich keine Ahnung, wie mit Menschen – z.B. mit ledigen Müttern und ihren Kindern nicht dann und wann oder zufällig, sondern systematisch – umgegangen wurde. Ich war entsetzt, als ich da durch die vielen Betroffenen, die zu mir kamen, hinter die Kulissen einer sich scheinheilig in heiligen Zeremonien ergehenden und dabei unmenschlich sich verhaltenden „christlichen“ Gesellschaft und Kirche schauen konnte. Das war pure Perversion dessen, was Jesus vorgelebt und seiner Gemeinschaft aufgetragen hatte.

Ein eigenes ergänzendes wichtiges Kapitel, auf das ich hier nicht eingehe, betrifft die Manipulation über falsche Schuldgefühle, denen unzählige Menschen durch ihre Umgebung ausgesetzt sind oder sich selbst in sie verstricken.

Nach Jesus ist es völlig eindeutig, dass einerseits die böse Tat abzulehnen und in keiner Weise zu verharmlosen oder zu tolerieren ist, dass man aber andererseits dem Täter aufzuhelfen hat, damit er dazu ermutigt wird, seine Tat einsehen, zugeben und zu bereuen, sowie den Impuls zur Wiedergutmachung im Rahmen des Möglichen und zur eigenen positiven Veränderung bekommt.

Im Alten Testament benennt Jahwe klar die Tat des Brudermörders Kain als böse, versieht ihn selbst aber gleichzeitig mit einem Zeichen zu seinem Schutz (!) und gerade nicht dazu, um ihn der weiteren Ausgrenzung, Demütigung oder Rache anderer preiszugeben.

Der zweite unerlässlich wichtige Punkt betrifft das Beenden des Nachtragens und die Vergebung.

Das Zeitwort nachtragen zeigt klar auf, wer durch das Nachgetragene belastet wird – natürlich zuerst der Nachtragende selbst, welcher die Last von vermeintlich oder wirklich verübtem bzw. erlittenem Bösen aus den verschiedensten Gründen nicht loslassen kann oder will.

Also verursacht dieser Unfug zuerst einmal eine Selbstschädigung und kann daher – als ein aus verschiedenen Hintergründen zwar verständlicher psychologischer Vorgang – aber dennoch nur als große Engstirnigkeit und Dummheit angesehen werden. Man trägt das Unrecht und die Verletzungen weiter mit sich und macht sie darüber hinaus noch zum auferlegten Schicksal, statt sich einzugestehen, dass man sich auch anders entscheiden und die Last loswerden könnte.

Dann versetzt das Nachtragen den Täter in eine von ihm allein nicht aufzulösende Dauersituation von Unfreiheit und Gebundenheit an seine Tat und damit in lähmende Hilflosigkeit. Dass sich diese Situation in vielfacher Weise als Nährboden verschiedensten Unheils erweist, liegt auf der Hand.

Schlussendlich belastet, schädigt oder zerstört das Nachtragen die Beziehung zwischen Opfer und Täter. Meist pflanzen sich die Störungswellen in den Beziehungen wie Wellen nach einem Steinwurf in einen Teich in die Umgebung weiter fort und vermindern dadurch zusätzlich die Chancen auf eine Lösung.

Klarerweise betrifft die Notwendigkeit, das Nachtragen zu beenden und zu vergeben, auch den Täter für sich selbst.

Es gibt viel Böses, dem gegenüber null Toleranz nicht nur berechtigt, sondern nötig ist.

Diese vollständige und konsequente Ablehnung des Bösen darf allerdings nicht Tat und Täter in einen Topf werfen und dem Täter gegenüber in ein Festnageln an seine böse Tat, in dauerhaftes Nachtragen, in die Verweigerung von Vergebung und dadurch in Unversöhnlichkeit ausarten. Dies darf ebenso wenig der Täter mit sich selbst tun. Damit wird nämlich das Böse nicht überwunden, sondern die Grundlage für neues Böses gelegt.

Es gibt Aussagen in der Bibel, die uns eine vernünftigeren Sichtweise und ein heilsameres Handeln nahelegen als Nachtragen und Festnageln. Jahwe weist sein Volk deutlich auf dessen Untreue und Schuld hin. Die Sünden werden beim Namen genannt und in ihren Auswirkungen offengelegt, aber ebenso Jahwes Großmut und Barmherzigkeit, welche selbst bei einer unvorstellbar großen Schuld kein Nachtragen und keine Vergebungsverweigerung kennt: „Wären eure Sünden auch rot wie Scharlach, sie sollen weiß werden wie Schnee. Wären sie rot wie Purpur, sie sollen weiß werden wie Wolle.“ (Jes 1,18)

Dieser Einstellung und diesem Verhalten sollten wir uns als Einzelne und als Gemeinschaften anschließen. Das ergäbe eine andere als die leider zu bekannte Welt.

Zum Schluss noch ein Hinweis auf einen weit verbreiteten Irrtum. Oft haben mir Menschen geklagt, dass sie getanes oder erlittenes Böses nicht vergessen könnten. Es bliebe ihnen stets gegenwärtig und belaste sie.

Häufig steht dahinter, dass es noch zu keinem vollständigen Loslassen und daher zu einem bleibenden Nachtragen, sowie zu keiner

wirklichen Vergebung gekommen und nach wie vor eine Bindung an Verletzung bzw. Schuld vorhanden ist. Es liegt auf der Hand, dass diese Vorgänge zu Ende gebracht werden müssen, um von der Belastung frei zu werden.

Auf jeden Fall gilt es zu beachten, inwieweit das Vergessen erwünscht sein kann und sich gut auswirkt oder nur bedingt oder auf keinen Fall erfolgen soll. Es gibt vieles im Leben, was lediglich wertlosen Informations- und Erlebnis-müll und hinderlichen Ballast darstellt, was man getrost vergessen darf und woran man sich am besten nicht mehr erinnert. Es gibt aber sicher noch mehr, was man klugerweise nicht vergessen sollte.

Am Schluss der Dokumentationsausstellung im KZ Dachau steht ein sehr wahrer Satz von

Santayana: „Die sich des Vergangenen nicht erinnern, sind dazu verurteilt, es noch einmal zu erleben.“

Wir sollten uns daher gerade eigene Fehler gut merken, nicht um uns ständig über sie zu ärgern oder uns Vorwürfe zu machen, sondern um aus ihnen zu lernen. Und wir sollten uns auch die Fehler anderer, die uns betroffen haben, merken, um uns gegen sie mit Vorsicht und Umsicht möglichst gut zu wappnen und uns nicht immer wieder durch sie verletzen zu lassen. Wir brauchen das Erinnern als eine kostbare Fähigkeit, um das Gute, Wahre und Schöne in uns zu bewahren und wach zu halten und die Dummheiten und das Schädliche nicht endlos zu wiederholen.

Bedingungslos und grenzenlos?

Das sind auch Worte, die derzeit sehr oft auftauchen.

Vom bedingungslosen Grundeinkommen über die bedingungslose Solidarität bis zum grenzenlosen Wachstum und zur grenzenlosen Freiheit.

Allein ein einfaches nüchternes Beobachten und Nachdenken zeigen uns schon, dass es auf unserer Erde weder völlige Bedingungslosigkeit noch Grenzenlosigkeit gibt. Es braucht für alles bestimmte Bedingungen, dass es dies und jenes gibt oder nicht gibt, es möglich oder nicht möglich, sinnvoll oder nicht sinnvoll ist usw. Ebenso ist alles engeren oder weiteren Grenzen unterworfen, selbst das grenzenlos erscheinende Meer brandet überall an Grenzen. Wenn man das nicht wahrhaben will, landet man in Utopien oder im realen Scheitern.

Bedingungen können sich ändern oder können geändert werden, ebenso können sich Grenzen ändern, können erweitert oder übersprungen werden, doch ganz verschwinden werden weder Bedingungen noch Grenzen.

Ein weiser Mensch ist sich der Bedingungen und Grenzen bewusst und unterstellt sich in Demut und Bescheidenheit den Gegebenheiten, innerhalb derer sich sehr oft Staunenswertes als möglich oder als zu verwirklichen erweist.

Ist es nicht verwunderlich, dass seit jeher immer wieder Menschen gerade denen auf den Leim gehen, die ihnen leere Versprechungen von

bedingungslos Erreichbarem und noch dazu grenzenlos zur Verfügung Stehendem machen? Es erinnert an den biblischen Mythos von der Verführung im Paradies, dass man ohne die Bedingung der Unterordnung, des Gehorsams, des Einfügens in den Gesamtzusammenhang und des demütigen Anerkennens der Begrenztheit die Gier nach Grenzenlosigkeit zu stillen vermag, indem man sich einfach selbstherrlich des einem nicht zur Verfügung Stehenden zu bemächtigen versucht?

Im Mythos landet der Mensch danach nicht im bedingungslosen Zur-Verfügung-haben von allem Erwünschten und in der Grenzenlosigkeit des unsterblichen Seins wie Gott, sondern im Verlust dessen, wessen er sich vorher bloß mit der Bedingung der Unterordnung erfreuen konnte.

Die reale Menschheitsgeschichte setzte und setzt trotz der vielen negativen Erfahrungen, die man damit immer wieder machen musste, und trotz aller Warnungen und Menetekel diesen Irrweg weitgehend fort.

Inzwischen dürfte uns bewusst geworden sein, wohin das letztlich führen wird – im Kleinen des je persönlichen Lebens wie im Dasein der gesamten Menschheit und des Planeten Erde.

Die Erfahrungen mit der Coronavirus-Pandemie könnten uns als einzelnen Menschen und der gesamten Menschheit einen neuen

Impuls zum Umdenken und Umkehren geben. Das Bemühen, bloß so schnell wie möglich zurück in die vorherige Normalität bzw. in das zu kommen, was man dafürgehalten hat und hält, setzt nicht nur richtige, sondern auch falsche Wege fort, statt zu unterscheiden, sich von schädlichen zu trennen und neue

umweltverträgliche Wege zu beginnen. Also aufgeben, weil der Mensch als „Gewohnheitstier“ ohnehin nicht zu ändern ist? Nein, zumindest nicht für den Bereich, in dem man selbst etwas ändern kann, wenn man will. Außerdem wirken sich diese kleinen Änderungen sehr wohl auch im Umfeld aus.

Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!

Dieser Ermutigung von Immanuel Kant ist beizupflichten. Allerdings ist unbedingt zu ergänzen: Bedenke dabei aber stets, dass du nicht gescheiter bist als alle anderen, dich irren kannst und es daher klüger ist, selbstkritisch zu bleiben, nicht bedingungslos auf deinen eigenen Verstand zu vertrauen und den eigenen Kopf durchzusetzen.

An dieses Kapitel gehe ich ganz einfach mit drei Erlebnissen heran, die zwar Ereignisse in meiner Kindheit betreffen, mir aber nicht zufällig besonders in Erinnerung geblieben sind. Sie haben sich in verschiedener Weise bis zum Tod meines Vaters in seinem Verhalten als Grundlinien immer wieder vergegenwärtigt. Ich versuche Dich damit anregen, Deine eigenen Erinnerungen und Erfahrungen wachzurufen. Das alltägliche Leben ist nämlich meist der beste Lehrmeister, wenn wir bereit sind, die Lektionen, die es uns erteilt, wahrzunehmen, anzunehmen und daraus bis zu unserem letzten Herzschlag und Atemzug zu lernen. Damit schließe ich an das Zitat am Beginn des Rundbriefes an, dass der Weg zur Gotteserfahrung nicht neben oder hinter den regulären menschlichen Erfahrungen liegt, sondern in diesen selbst. Auch der Weg zur Selbsterfahrung, sowie zur Sinnfindung, zur Sinn Erfahrung und zum wesentlichen persönlichen Lernen liegt nicht außerhalb unseres Alltags, sondern mitten in ihm.

Wahrscheinlich denken sich bereits so manche, dass ich auf meinen Vater fixiert bin, wenn er mir bei dem Zitat von Kant gleich wieder in den Sinn kommt. Nein, ich war nie auf ihn fixiert und bin es nach wie vor nicht. Wir waren weder immer einer Meinung noch immer gegenteiliger Meinung und er hatte nicht immer Recht. Ich habe mich weder bemüht, als Konformist mit ihm zu leben noch als Kontrahent. Er war und

blieb so wie wir alle sowohl ein vielfach begabter als auch ein begrenzter Mensch und hatte seine Stärken wie seine schwachen Seiten und Defizite.

Doch in so manchem war er anders als viele Männer in „jenen Zeiten“, in denen autoritäres Bevormundungsdenken und patriarchale Hierarchie in Gesellschaft und Kirche als selbstverständlich und gottgewollt galten. Da stand er in einigem Kontrast zum Üblichen und Gewohnten – im konkreten Fall generell zum Thema Eigenständigkeit, Selbstbestimmung und Eigenverantwortlichkeit jedes Menschen von klein auf und eben auch zum Mut hinsichtlich des Gebrauchs des eigenen Verstandes. Er ersparte mir das eigene Denken von klein auf nicht, sondern forderte es ständig heraus. So bot er mir kaum jemals eine fertige Lösung für ein Problem an, sondern lieferte erst einmal nur Impulse zu möglichen Lösungen, lenkte meine Aufmerksamkeit auf etwas oder weckte Sehnsucht in mir. Das hing sicherlich mit seinen eigenen schweren Lebenserfahrungen hinsichtlich Bevormundung, Benachteiligung und Unterdrückung zusammen, die es ihm weitgehend unmöglich machten, sein Leben selbst zu bestimmen, sich die nötige Bildung anzueignen und seine Talente zu entfalten.

Als ich ihm mit 13 Jahren meinen Berufswunsch mitteilte, hatte er spontan vor allem die Sorge, dass mir im „schwarzen Milieu“ von den „Klerikalen“ das eigene kritische Denken abgewöhnt und ich zum Wiederkäuer des von irgendeiner Obrigkeit Vorgekauften werden könnte. Ideologien jeder Art waren ihm suspekt. Er beobachtete daher sehr genau meine weitere Entwicklung.

Ich kann mich an keine einzige Bemerkung von ihm erinnern, welche in die Richtung gegangen wäre, dass ich zu irgendeiner Aufgabe noch zu

klein, zu jung, zu ahnungslos etc. sei und daher nicht mitspracheberechtigt wäre oder die Finger davon zu lassen hätte. Er nahm mich auf meinem jeweiligen Entwicklungsstand wahr und ernst und achtete darauf, dass ich von mir selbst aus aufgrund eigener Sehnsucht und eigenen Interesses die erforderlichen Entwicklungsschritte angehe. Wenn da noch nichts vorhanden war, dann versuchte er es zu wecken. Er setzte zwar klare Linien und verlangte deren Einhalten, aber mit erweckender und nicht mit erdrückender Autorität.

Nur sehr selten schaffte er mir etwas an, machte stattdessen nur so nebenbei eine Bemerkung oder gab einen Hinweis. So nach der Devise: „Kennst du dich aus?“ Ebenso selten verbot er mir etwas und wenn dann nur dann, wenn ein nicht wieder gut zu machender Schaden für mich oder andere zu befürchten war. Er rechnete immer mit meinem eigenen Denken und dazu gehörte selbstverständlich das Risiko, dafür entsprechendes „Lehrgeld“ zahlen zu müssen – nicht nur meinerseits, sondern ebenso seinerseits. Er achtete darauf, möglichst genau informiert zu sein, ging dann großzügig über vieles hinweg und bestand nur selten auf etwas, was zu geschehen hatte. Sein Verhalten erinnert mich an den Grundsatz von Papst Johannes XXIII.: Alles sehen und alles hören, vieles übersehen und überhören und nur wenig zurechtrücken.

Viele Begebenheiten fallen mir zum Thema ein, etwa wenn ich die Narbe an meinen linken Daumen betrachte. Ich war damals um die 10 Jahre alt und bearbeitete gerade mit dem Stemmeisen ein Brett oder Ähnliches in unserer Holzablage im Stadel, als er an mir vorbeiging. Er sah, dass ich das Stemmeisen falsch in der Hand hatte – gegen meinen Körper gerichtet statt vom Körper weg – bemerkte nur: „Da wirst du dir bald wehtun“ und ging weiter. Ich ignorierte seine Warnung und ein paar Minuten später rutsche ich ab und verletzte mich am Daumen. Es blieb mir nichts anderes übrig, als zu meiner Mutter zu gehen und sie zu bitten, mich zu verbinden. Mein Vater hatte in der Küche gerade zu jausnen begonnen, als ich stark blutend dort auftauchte. Er sah zwar gleich, was passiert war, enthielt sich aber jeder Kritik, jeden Vorwurfs etc. Er sagte gar nichts und auch

sein Gesichtsausdruck veränderte sich nicht im Geringsten. Es war geschehen, was vorauszusehen war, und er konnte annehmen, dass ich mich nun in Zukunft nicht nur meines eigenen Verstandes bedienen, sondern auch eine Warnung ernst nehmen werde. Das genügte. Weitere Kommentare, Belehrungen, Zurechtweisungen, eine Bestätigung seines Rechthabens oder gar Schadenfreude erübrigten sich daher zur Gänze.

Vielleicht fällt Dir auf, dass dies nebenbei sehr wichtige und gute weitere Effekte hatte: Unsere gegenseitige Beziehung wurde in keiner Weise belastet, es ergab sich keine Demütigung und kein Konflikt, sondern im Gegenteil ein Wachstum an Freiheit, Vertrauen und gegenseitiger Achtung. Und meine Mutter brauchte weder für ihn noch für mich Partei zu ergreifen oder krampfhaft Neutralität zu mimen. Die Lektion war gelernt und die nächsten Schritte für weitere Lektionen konnten ohne Hindernisse beginnen.

Mein Vater arbeitete im Schichtdienst im Gmundner Wasserwerk an der Traun. Meine Mutter brachte ihm bei der Vormittagschicht gewöhnlich zu Mittag ein warmes Essen. Im Sommer gingen wir anschließend zum Baden an die Traun, die damals noch ein nur wenig regulierter Gebirgsfluss mit einer stellenweise starken Strömung, tiefen Stellen und Sandbänken war. Nach Dienstschluss kam auch mein Vater zum Baden. Ich konnte damals noch nicht schwimmen, war aber anscheinend davon überzeugt, dass man mehr vom Leben hat, wenn man angibt und bediente mich nicht meines Verstandes, sondern diverser Einbildungen.

Die Traun war an der Stelle nur etwa 30 cm tief und ich konnte leicht bis zu einem größeren Stein etwa in der Flussmitte waten, wo eine stärkere Strömung begann. Dort legte ich mich vor dem Stein in die Strömung, stützte mich mit den Füßen am Stein ab, machte mit den Händen Tempobewegungen und rief zu meinen Eltern ans Ufer: „Ich kann schon schwimmen, ich kann schon schwimmen...!“ Ich sah noch, wie meine Mutter entsetzt aufstehen wollte, aber mein Vater nur eine beruhigende Handbewegung machte und etwas zu ihr sagte. Unmittelbar darauf rutsche ich ab und die Strömung nahm mich sofort mit. Sie trieb mich nach ein paar

Metern erst ins tiefe Wasser, ich ging unter, landete aber dann an die Sandbank. Dort fischte mich mein Vater aus dem Wasser und fragte mich in aller Ruhe: „Hat es dir geschmeckt das Traunwasser?“ Später einmal erzählt mir meine Mutter, was er beruhigend zu ihr gesagt hatte: „Lass ihn, es schwemmt ihn eh an der Sandbank an!“ Seine Reaktion scheint unverantwortlich zu sein, es war aber die vernünftigste, denn er konnte mich von Vornherein nur vor der Strömung erreichen, aber niemals hinter ihr. Außerdem gab es kein Abgetrieben-werden in eine andere Richtung als zur Sandbank und diese konnte er am schnellsten erreichen. Er ließ sich nicht von Panik leiten, sondern vom nüchternen Hausverstand.

Daher war er nach der Beruhigung meiner Mutter gleich zur Sandbank gegangen und hatte mich dort aus dem Wasser gezogen. Sein „Unterricht“ war von Erfolg gekrönt – ich lernte ab sofort ordentlich schwimmen und genoss dann mit den anderen Buben, wie wir uns kilometerweit von der Strömung flussabwärts tragen ließen. Im Hinterkopf blieb außerdem hängen, dass man nicht mehr vom Leben hat, das Leben aber unter Umständen in Gefahr bringt, wenn man mit etwas anzugeben versucht, was man gar nicht beherrscht. Das half mir im späteren Leben, mich lieber des eigenen Verstandes zu bedienen, als eigenen Illusionen oder fremden Beeinflussungen nachzugeben.

Nach dem Krieg sammelten meine Schulkollegen „Ami-Tschick“ zum Rauchen. Vor denen grauste mir, aber probieren wollte ich es dennoch. So versuchte ich es hinter dem Stadel

mit dürren Lianen. Mein Vater erwischte mich zufällig gleich bei den ersten Versuchen. Sein in aller Ruhe abgegebener Kommentar lautete im Vorbeigehen: „Das Rauchen kannst du dir ruhig angewöhnen, aber der Esel bist du! Du weißt, wie es mir ergangen ist.“

Er hatte sich – vermutlich um unter Arbeitskollegen „in“ zu sein – in jungen Jahren das Rauchen angewöhnt und war ein starker Raucher geworden. Während des Krieges waren Rauchwaren nur auf Marken zu bekommen und viele starke Raucher tauschten Lebensmittelmarken gegen Zigaretten. Das kam für ihn nicht in Frage. Er drehte sich die dünneren Spar-Zigaretten selbst. Um die 40 war er, als ihm der Hausarzt bei einer Untersuchung kurz und bündig sagte: „Wenn Sie noch länger leben wollen, dann hören Sie mit dem Rauchen auf!“ Das tat er prompt von einem Tag auf den anderen und hat danach nie mehr wieder damit begonnen.

Dass ich der Esel bin, wenn ich mit dem Rauchen anfangen, beschäftigte meinen Verstand intensiv und ich recherchierte wie ein Kriminalist nach allen Richtungen, inwieweit das stimmt oder nicht. Das Ergebnis war meine Überzeugung, dass er aus vielen Gründen Recht hatte. Ich bin ihm dankbar, dass er mir die Freiheit zum eigenen Denken und Handeln ließ, mir aber ebenso aufzeigte, wohin ich komme, wenn ich mich gewissen Einflüssen und dem Denken und Handeln anderer unterwerfe. Er hat mir geholfen, dass ich auch später in Gesellschaften, in denen ich als Nichtraucher ziemlich einsam als Außenseiter dastand, den Mut hatte, mich meines eigenen Verstandes zu bedienen und mich nicht dem Mainstream anzuschließen.

Great? Again?

Diese Überschrift zu einem kurzen Artikel von Hildegund Keul (*Die Furche vom 16.6.*) stach mir sofort in die Augen. Brooke Williams, eine Nichte des durch einen weißen Polizisten ums Leben gekommenen Afroamerikaners George Floyd, hatte bei dessen Begräbnis an das Motto von Donald Trump „*Make America great again!*“ erinnert und gefragt: „*Wann war Amerika jemals großartig?*“

Hildegard Keul schreibt dazu: „*Irgendwie fühlte ich mich ertappt. Williams adressiert und*

entlarvt das rassistische Amerika. Aber ihr Statement trifft auch auf andere Institutionen zu, deren vorzügliche Machtstrategie in der Ausschließung liegt. In meinen Augen vor allem das Christentum, das in den letzten Wochen dadurch auffiel, dass es lautstark seine Systemrelevanz behauptete. Great again! Ja, wir wollen wieder großartig sein. Williams stellt das Christentum vor die Frage: Großartig? Wieder?“

In mir begann ein langer Geschichtsfilm abzulaufen. Hildegard Keul ist es wohl ähnlich ergangen, denn sie weist auf den Rangstreit der Jünger Jesu (Mk 9,33-37) und seine klare und eindeutige Antwort hin. Groß wollten sie sein, doch gänzlich anders als Jesus ihnen das beizubringen und in seinem Lehren und Lebensbeispiel begreiflich zu machen versucht hatte. Wie auch anderweitig hatten sie ihn und seine Absichten nicht begriffen.

Spontan tauchte in mir bei diesem Erinnerungsfilm eine Vielzahl von einander oft extrem widersprechenden Verwirklichungen von Großartigkeit im Christentum und speziell in dessen katholischer Fassung auf. Einerseits sind es die bewundernswerten kulturellen Zeugnisse. Es wäre ein unfassbar großer Kulturverlust, wären sie nicht geschaffen worden. Beachtet man bei so mancher Pracht allerdings das dahinter Stehende, würde das Urteil verglichen mit einem Deutschaufsatz in der Schule mit Blick auf Jesus dann nicht lauten: Großartige Schilderung, doch leider Thema verfehlt?

Andererseits sind es die unzählbar vielen großartigen Zeugnisse jener, die in ihrem Leben das Evangelium verwirklichten.

Wir wollen / sollen als Kirche großartig sein? Ja, aber welche Großartigkeit ist damit gemeint? Wie wollen / sollen wir es wieder sein? Unbeschaut so wie bisher? Sicher nicht! An welchen Anleitungen Jesu und an welchen geschichtlichen Verwirklichungen hätten wir uns konsequent zu orientieren und welchen historischen Entwicklungen müssten wir mit einem „Nie wieder!“ entsagen?

Zu vieles wurde leider in den bald zwei vergangenen Jahrtausenden als christliche Normalität bis hin zur Großartigkeit angesehen, was mit Jesus Christus wenig bis gar nichts zu tun hatte oder seinen Intentionen diametral widersprach. Unzählbar viele haben andererseits versucht, wahre Großartigkeit im Sinne Jesu zu verwirklichen. Von dieser Großartigkeit kann die Welt nie genug bekommen. Wenn wir uns angefangen vom einfachen Alltag um sie bemühen, dann: Ja, great again!

Dein Bruder



Termine

Gottesdienste in der Pfarrkirche Brunnenthal: Jeden 2. Freitag im Monat während der Sommerzeit um 19:30 Uhr, während der Winterzeit um 19:00 Uhr. Im September und im Oktober wird um eine Spende für die Kirche gebeten.

INFO von Heidi Schrattenecker:

Priesterjubiläum Franz: Da das Fest coronabedingt auf unbestimmte Zeit verschoben werden musste, möchten wir Franz beim Erntedankfest ein persönlich gestaltetes Erinnerungsbuch schenken. Es liegt diesem Rundbrief eine leere Seite zum Gestalten mit persönlichen Gedanken, Bildern etc. bei. Wer mitmachen möchte, bitte ca. 1-2 cm am linken Seitenrand freilassen (Binderand) und bis Mitte September ungefaltet an uns schicken oder vorbei bringen (Heidi Schrattenecker, Dorfstr. 6, 4786 Brunnenthal)

Medieninhaber, Herausgeber und Redaktion:

Pfarre Brunnenthal, 4786 Brunnenthal, Dorfstr. 8

pfarre.brunenthal@diocese-linz.at

Für den Inhalt verantwortlich:

Franz Schobesberger, 4786 Brunnenthal, Dorfstr.8

Verlagsort/Herstellungsort: 4786 Brunnenthal

Hersteller: Druckerei Himsl, 4780 Schärding

Offenlegung nach §25 des Mediengesetzes:

Dieser Rundbrief ist ein Kommunikationsorgan für Teilnehmer an Glaubensseminaren und Interessierte. Erscheint vierteljährlich.

Zulassungsnummer: GZ 02Z031244 M

Verlagspostamt: 4780 Schärding/ P.b.b.

Envoi à taxe réduite/Bureau de poste

A 4780 Schärding (Autriche) Taxe percue